

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Hist. 807 (1)

C.

Über
die Schweiz
und
die Schweizer.

Vitam impendere vero!

Erster Theil.

Berlin 1795.
bei Friedr. Vieweg, dem Ältern.

Das zu diesem Ersten Theile gehörige Kupfer wird beim Zweiten Theile geliefert.

die sechs

1885

die Schweizer.

1. I have been thinking of you

Boyle's Reg.

bei Friedr. Vieweg, dem Verleger.

Aug 1. 2

Über

die sittliche Schweiz.

Für

die sittliche Sohne

12

V o r r e d e,

*die ihrer Kürze wegen, allenfalls
gelesen werden könnte.*

Auch ich war an der Quelle, und
schöpfte. Und obgleich das, was
ich geschöpft, nicht so sinneberau-
schend ist, als das, welches in den
Gefäßen meiner Vorgänger spru-
delt: — so hat doch das Meinige
wenigstens Eine Tugend. Das ist:
die Tugend der Unverfälscht-
heit. Und so, mag es beiden

Theilen dienlich sein. Den Schweizern, — nicht daß sie etwa über meinen Kelch herfallen, und ihn in unmännlichem Zorn zertrümmern — sondern, daß sie das Geschöpfte prüfen, und wenn es ihnen nicht schmeckt, endlich sich an das große Werk wagen, die Quelle selbst zu reinigen. — Den Deutschen, meinen lieben Landsleuten, daß sie nicht jedes entfernte Gut, immer für das beste Gut halten; daß sie die vaterländische Quelle nicht so sehr verkennen, nicht so sehr verachten! —

Erster Brief.

Schafhausen.

Ich schreibe Ihnen endlich den ersten Brief auf schweizerischem Boden. Seit einigen Tagen bin ich hier in Schafhausen. Sie werden indessen von mir nicht erwarten, daß ich gleich andern, welche die Schweiz vor mir durchreist haben, in Ekstasen ausbrechen, und eine Hymne an die Freiheit zwitschern werde. Nun bin ich schon drei Tage hier; nun hab' ich schon drei Tage die gereinigte Luft dieses irdischen Edens eingehaucht, und noch fühl' ich mich nicht inspirirt. —

Wenn andere Schriftsteller, die vor mir geschrieben haben, sogleich, als sie den ersten Fuß auf schweizerischem Boden setzten, in Thränen zerflossen; so müssen diese Herren von einer besonders weinerlichen Disposition gewesen sein. — Ich bin nicht hieher gekommen, um zu gaffen, zu empfindeln, und zu weinen; sondern um zu sehen, zu hören, und zu prüfen: und ich schreibe Ihnen nicht, um zu deklamiren, nicht, um mit der Zeit einmal aus meinen Briefen ein kleines Modébändchen herauszumergeln; sondern, um Ihnen das, was ich bemerkt und geprüft habe, wie ein Mann dem andern vorzulegen, damit Sie es wieder prüfen, und entweder gut heißen, oder verwerfen können.

Ich werde darauf bedacht sein, daß Sie meine Urtheile weder rasch, noch furchtsam finden sollen. Was vor mir gelobt oder getadelt worden ist, kann

gerade auf eine entgegengesetzte Weise von mir behandelt werden, je nachdem jene Urtheiler auf dem Pfade der Wahrheit geblieben, oder sich davon entfernt haben. Darum werde ich am allerwenigsten etwas loben, oder tadeln, weil andere Schriftsteller, die in grossem Ansehen stehen, es auch gelobt oder getadelt haben. Fürwahr! ich müßte kein Deutscher sein, wenn ich so knechtisch beobachten könnte. — Und doch — daß ich es hier sagen muß — giebt es so viele meiner Landsleute, welche die Schweiz bereist und beschrieben haben, und deren ganzes Verdienst nur allein im getreulichen Nachbeten ihrer weisen Vorgänger besteht. Die, bei einer jeden Kleinigkeit, ein Jeminee-Gesicht machen, weil es bei der nehmlichen Gelegenheit die Herren A. B. C. D. u. s. w. auch so gemacht haben. — Die, wenn sie auf einer kleinen Anhöhe in der Schweiz, die Sonne

auf- oder untergehen sehen, ein Heulen ein Winseln und Wesen treiben, als wenn sie aus einem Lande kämen, das von der lieben Sonne nie beschienen worden; und nun, über diesen neuen Anblick, in eine so verzerrte ekelhafte Empfinderei verfallen, daß sie vor Entzücken schier aus der Haut fahren möchten.

Aber so ist es, mein Freund; die Deutschen, die so bereit sind, alle Industrie — ihre Eigene ausgenommen, — zu unterstützen, und zu befördern, haben auch den Schweizern getreulich geholfen, mit ihrer Sonne, und mit ihrer Luft, einen sehr einträglichen Wucher zu treiben. —

Wenn ich so die Büchelchen, die seit einigen Jahren über die Schweiz erschienen sind, durchblättere, so finde ich, daß die gelehrten Herren, denen wir diese Dinge verdanken müssen, gar gewaltige Schnitzer gemacht haben, ob hin und

wieder aus Vorsatz, oder Unwissenheit, aus Modesucht, oder Schüchternheit, das gilt gleich. Der Verstofs wider die Wahrheit bleibt immer der nehmliche. Überhaupt sollte man die erste Ausflucht, die man aus seiner Heimat macht, nicht gleich der Welt zu lesen geben. Wenn wir so grün, so ungehobelt und unabgerieben, in ein fremdes Land treten; wenn wir vom Katheder herabsteigen, oder aus der Studierstube hervorkriechen, und an der Seite einer geliebten Gattin so eine kleine Lustreise ins Schwabenland machen, oder uns gar bis in die Schweiz versteigen; so scheint uns, gleich den Kindern, alles so neu, so bunt, so schön! Da sieht man denn einen Maulwurfshügel, für einen majestätischen, unersteiglichen Berg an; und ein trüber Entenbach scheint ein silberner See zu sein, worin sich der liebe Mond, und die glänzenden Sternlein spiegeln. —

Dafs dies mein Fall nicht ist, das wissen Sie, der Sie mich seit vierzehn Jahren, mit ihren lieben Briefen, in manches ferne Land begleitet haben. Darum werden Sie auch in meinen Urtheilen über die Schweiz und ihre Bewohner, diejenige Ruhe, diejenige Unbefangenheit und Wahrheit erwarten, durch die ich allein auf Ihren, und eines jeden verständigen unpartheiischen Lesers Beifall rechnen darf.

Ich habe hier alles gesehen, was sehenswürdig ist; und des Sehenswürdigen giebts hier nur wenig; und das Wichtigste unter diesem Wenigen, ist der bekannte Rheinfall, unweit der Stadt. Ich habe ihn am Tage, bei hellem Sonnenschein, am frühen Morgen, und am späten Abend, bei Sonnen - Aufgang und Untergang, und des Nachts, bei Mondenschein gesehen. Diese Naturseltenheit hat etwas Überraschendes, Schauerliches

Großes, und Erhabenes. Aber eine Beschreibung eines solchen bezaubernden, dem Ausdruck der eingeschränkten Sprache so sehr überlegenen Anblicks, werden Sie doch wohl nicht erwarten? — — Wer kann es wagen, die Natur in einer so schauerlichen und eigensinnigen Gestalt zu malen? Wer kann ihr nachgehen, wenn sie durch die sonderbarste Revolution, sich einen festen, sichern, majestätischen Gang, durch rauhe, wilde Klippen bahnet? Wer kann sie darstellen, wenn sie Grösse im Überraschenden, Erhabenheit im Schauerlichen, Schönheit im Ungewöhnlichen sucht? — Der am wenigsten, der sie zu empfinden vermag. — Schon giebt es ohnehin der Beschreibungen davon die Fülle; und alle, die ich darüber gelesen habe, kommen mir izt — da ich dieses große Zauberwerk der Natur selbst gesehen, — so unbedeutend, so klein, so kindisch vor,

dafs ich mich nicht gerne so weit versündigen möchte, ihre Zal zu vermehren. — Soviel sag' ich Ihnen, mein Freund, der Rheinfall bei Schafhausen, ist für einem Naturliebhaber wohl eine Reise von dreissig und mehreren Meilen werth.

Sonderbar, dafs die Einwohner der Stadt, auf den dem Fall gegenüber gelegenen Anhöhen, keine Landhäuser gebaut haben! Wie könnte man wohl, in einer Aug' und Seele hinreissendern Nachbarschaft wohnen? Aber die Schafhäuser scheinen überhaupt wenig Gefühl für das Grosse und Erhabene zu haben. Der Rheinfall scheint ihnen eine Naturgabe zu sein, die dazu bestimmt ist, ihre Stadt mit Fremde anzufüllen. So wie überhaupt der gemeine Schweizer — und diese Klasse ist hier nicht geringe — die ganze schweizerische Natur als den Makler seiner Finanzoperationen betrachtet. — Die hiesigen Einwohner sind ohnehin dem

Stadtleben sehr ergeben; sie besuchen mit religiösem Eifer ihre Kotterien, oder gehen in die Krone, und andere dergleichen Häuser, wo die Schafhauser und Berner Zeitungen, mit Tabak und Bier gewürzt, ihnen die herrlichste Unterhaltung gewähren, und zu einem Kanengiessern Anlas geben, das selbst ein Hollberg eben so neu als lächerlich finden würde. —

Ich habe nur ein einziges passables Haus, auf der Anhöhe gegen dem Rheinfall über, bemerkt, und es ist das einzige Haus, welches Joseph der II, als er durch Schafhausen kam, mit seinem Besuch beehrt hat, um von hier den Rheinfall zu beobachten. Es gehörte einem Herrn Stokar, der ein reicher artiger Mann gewesen sein soll, und vor kurzem das Unglück hatte, durch einen Fall von seinem Pferde im Rhein zu ertrinken. Ein ehrlicher Schweizer, der mir diese trau-

rige Geschichte erzählte, schloß seine Erzählung mit folgenden Worten: „Sicht nit gut, siech mit den reissen- den Alamenten zu handg'mein zu machen! —

Leben Sie wohl! Morgen früh trete ich meine Wanderungen durch diese Stadt an; und was mir da Merkwürdiges aufstößt, das berichtet Ihnen mein nächster Brief.

Zweiter Brief.

Schafhausen.

Diesen Vormittag habe ich den Herrn Doktor Ammann besucht, der ein vortreffliches Kabinet von schweizerischen Gebirgsarten, versteinerten Fischen, die in der Gegend von Oehningen gefunden werden, und andern Seltenheiten, wie nicht weniger eine schöne Sammlung, von Kupferstichen, besonders englischen, Zeichnungen, Bücher u. s. w. besitzt, die er mir mit vieler Bereitwilligkeit und Muse gezeigt hat. Der Doktor ist ein lebenswürdiger Mann, von vielen Kenntnissen, und feinem Naturgefühl.

Schafhausen, und diese ganze Gegend ist reich an mancherlei Naturseltenheiten, die aber, weil ihr Emporbringen mit einigen Aufopferungen verknüpft ist, noch immer im Dunkeln bleiben. So findet man z. B. dafs die gemeinen Steine, die hier zum Pflaster in den Strassen dienen, eine feine Politur annehmen, und an Spiel und Farbe, dem Jaspis, dem Porphyr, und andern feinen Steinen gleichen. Diese Steine könnten zu Dosen und andern dergleichen Dingen dienen, wenn die Schafhäuser Industrie nicht darüber wegschielte. Was brauch' ich übrigens von der Erkaltung, von der erschlafenen Gleichgültigkeit der Schweizer in dieser Rücksicht mehr zu sagen, als dafs die Schweiz, voller Gebirge, sich gar nicht mit der Bergkunde beschäftigt. Hier, und in der ganzen Schweiz, finden Sie keine Akademie, kein Institut, keine Gesellschaft, die sich mit der Vervollkomm-

nung

nung und Ausbreitung mineralogischer Kenntnisse beschäftigt *). Den Schweizern ist es genug, daß Fremde ihre Berge erklettern, ihre Tiefen durchwühlen, ihren Umfang abmessen und bestimmen, und dafür ihre Louisd'or und Dukaten zurücklassen. —

Die Zürcher machten einmal einen Versuch, einige Minen zu bearbeiten; allein das erste Jahr brachte kein Plus, und so wurde die Mineralogie, und das ganze mineralogische Studium auf ewig aus der freien Schweiz verwiesen. Wehe dem Lande, das seine Kultur, seine Künste und Wissenschaften, seine Verfeinerung

**) Die Gesellschaften, die sich hin und wieder in der Schweiz zu diesem Endzweck versammeln, sind nur Spielwerk einiger Individuen; und es fehlt ihnen eben so wohl an Ernst, als an Unterstützung, sich je zu etwas Grossem, zu einem National-Institut empor zu heben.*

und seine Sitten, aus den Händen einiger geizigen Kaufleute erwarten muß! —

Ich komme wieder auf die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zurück. — Den jungen Herrn Stokar aufm Spiegel, der auch ein Naturalienkabinet besitzt, das aber noch in der Anlage ist, habe ich nicht besuchen können. Desto begieriger war ich, das neue Waisenhaus zu sehen, wovon so viel Redens gemacht worden, und den eigentlichen Stifter desselben, Herrn Professor J e z e l e r, kennen zu lernen; dessen einige Schriftsteller in ihren Reisen durch die Schweiz so umständlich, und doch so mangelhaft, so tief geforscht, und doch so schief, erwähnt haben. Allein, das berühmte, mit so vielem Pomp, mit so vielen Lobeserhebungen durch mancherlei Schriften verkündete Institut, ist ins Stecken gerathen. Jezeler ist nicht mehr; und das Haus, das unvollendet geblieben, hat

eine andere Bestimmung erhalten. Es ist verwandelt worden in ein — Kornhaus. — *Nunc seges est, ubi Jezler fuit.* — Jezler, der ein wilder, hitziger aufbrausender, mit unter auch grausamer Mann war; so stolz auf seine Ehrlichkeit und auf sein Christenthum, daß er fast alles um und neben sich, als Schurken und modernisirte, das heißt, erkaltete Christen ansah, und nicht selten auch so behandelte. Jezler ermüdete endlich — nachdem man lange und sehr menschenfreundliche Nachsicht mit seinen Schwachheiten hatte — seine Obrigkeit, und selbst seine besten, vertrautesten Freunde, die mit beinahe unerschütterlichem Glauben an ihn hingen. Man entzog die Vollendung des Hauses seiner Aufsicht, unter welcher der Bau bisher gestanden.

Das neue Waisenhaus war Jezlers Puppe, mit der er freilich auf eine sehr rauhe, ihm eigene Art spielte. Dieser

Schlag, diese unerwartete Verfügung des Schafhäuser grossen Raths, und einige andere Vorfälle, erbitterten ihn so sehr, — es bedurfte eigentlich nicht viel, um ihn zu erbittern, — daß er seinen ganzen ehemals so geliebten Plan fahren liefs. Nun bedurfte sein gebeugter, sein gemarterter Geist Erholung; und er unternahm eine Reise nach dem Kanton Appenzell, um hier einige seiner Freunde zu besuchen. Aber ach! es war auf dieser Reise, wo der ehrliche, patriotisch gesinnte, gewifs nicht verdienstlose Mann seinen Tod fand. Auf seiner Wanderschaft fiel er — so wirds dafür gehalten — in der Gegend von Gäis, von einem steilen Felsen, in einen tiefen Abgrund; und dieser unglückliche Fleck war sein Grab. So beschlofs dieser sonderbare Mann sein Leben, das mit weniger Saufs und Braufs, und mit etwas mehr Milde und Toleranz, manchem seiner Mitbürger hätte nützlich

werden, und ihm selbst zur Ehre gereichen können. — Herr Veith, ein Geistlicher unweit Schafhausen, hat Jezlern sehr genau gekannt, und hat ihn in einem gedruckten Schreiben, an Hrn. Füfsli, sehr richtig beurtheilt.

Von der Bauart dieser Stadt sag' ich Ihnen nichts; theils, weil ich es nicht der Mühe werth achte, von einer so veralteten, hässlichen, geschmacklosen Reichsstadt, viel Redens zu machen; und theils, weil andere, die sich lieber als ich damit unterhielten, sie schon mehr als hinlänglich beschrieben haben. — Dies ist, ausser Zug, der kleinste Kanton in der Schweiz. Er enthält nicht mehr als acht Quadrat-Meilen, und ungefähr 30,000 Menschen, wovon sechstausend auf die Hauptstadt kommen. Solche kleine Republiken fallen doch sehr ins Lächerliche; besonders, wenn ein so kleines Häuflein alle Grimassen gröfser Staaten

nachäffen will. So findet man hier z. B. einen grossen und kleinen Rath; einen Geheimen - Rath; einen Kirchenrath; einen Kriegs - Etat, und folglich auch ein Kriegs - Collegium, und mancherlei Kammern und Aemter, die ins Unendliche gehen. Die Frage ist nun: ob dreissig tausend Menschen nicht auch mit weniger Weitläufigkeiten, mit weniger Hokus Pokus, weise und glücklich leben können? — Ueber diesen Punkt werde ich in der Folge Gelegenheit nehmen, mich deutlicher zu erklären. —

Ich bin hier in verschiedenen *soi disant* vornehmen Gesellschaften gewesen. Da strotzt Ihnen alles von Adel und gnädigen Herrschaften. Wer sollte das wohl in einer demokratischen Republik suchen? Ich muß gestehen, ich war hier auf so vornehme Gesellschaften gar nicht vorbereitet. Ja, und was noch mehr ist, ich konnte es auch alsdann, da ich schon

das Glück hatte, mich darin zu befinden, nicht einmal so recht merken, daß sie so vornehm waren, wenn ich nicht zufällig wahrgenommen hätte, daß man sich in den Appellationen, wechselseitig mit Junker und gnädigen Herrschaften regalierte. — Der Name Junker nun gar, der hier, und in der ganzen Schweiz so gäng und gebe ist, klingt vollends so possierlich. Bei uns, und überhaupt fast in ganz Deutschland, wo man wirklichen Adel trifft, nennt man die ganz kleinen unerwachsenen Knaben, Junker. Wenn aber in einer erlauchten Gesellschaft in der Schweiz, ein alter steifer Herr von sieben und sechzig Jahren, mit blasser eingefallener Wange, und mit ausgemergelten Schenkeln, die sich in den weiten Beinkleidern verlieren, — ins Zimmer tritt, und Junker genannt wird; und dort wieder so ein Junker, mit dicken vom Podagra angeschwollenen und wohl-

verwahrten Beinen, mit kahlem nacktem Vorhaupt, und mit einer kleinen steifen Haarlocke an jeder Seite, die aus acht und zwanzig silbernen Haaren formirt ist; und wenn denn diese traurigen antiken Gestalten von hoher Geburt, sich immer mehr und mehr vervielfältigen; so wird einem doch bei dem ganzen schweizerischen Adel, und der lieben Junkerschaft, gar wunderbarlich zu Muthe.

Was soll auch endlich diese Farce, was soll dieses adelige Affenspiel, dieses kindische Anmassen adeliger Rechte, die übrigens von niemand, weder auswärts, noch in der Schweiz selbst, geachtet werden? — Und wie läßt sich dieser Kitzel für adelige Distinktionen bei einem Volke rechtfertigen, ja nur entschuldigen, dessen Ahnen so viel Blut vergossen haben, um die Rechte und Vorzüge, die der Geburt ankleben, zu verdrängen, zu vertilgen ?? —

Den Ton in diesen Gesellschaften fand ich überall sehr steif, reichsstädtisch, und bocksbeutelisch. Die gnädigen Herren sind sehr beschwerlich, und haben eine starke Schwade im Nonsense; und die gnädigen Damen sind sehr gauche, und fertigen einem gerne mit Monosyllaben ab. — Ja; nein; Sie sind schlimm; gehn Sie; — u. s. w.

Unter den Weibern trifft man wenig Schönheiten, und bei diesen Wenigen noch weniger Anstand und Witz. Und findet man auch einmal ein schönes Gesicht, eine etwas interessante Larve, so ist der rauhe, harte, herbe Ton ihrer Sprache so zurückstossend, und die Provinzialismen hin und wieder so empörend, daß, wenn man auch gerne bewundern wollte, man nur zu oft und zu derbe in seiner Andacht gestört wird. — Ich hatte das Glück, in einer Gesellschaft, in der ich

gestern Abend war, bei einem schönen — versteht sich — adeligen Mädcl zu sitzen. Sie war jung, hatte eine blühende Farbe, ein großes, schlaues Auge, einen sprechenden und beinahe versprechenden Blick, einen vollen, sich emporhebenden Busen. — Gut, dacht' ich; in Gesellschaften wie diese, hat man Ursachen sich zu freuen, und den Göttern zu danken, wenn sie einem eine solche Nachbarin zuwerfen. Wir sprachen eine Zeitlang, ohne uns zu verstehen; aber, was schadet das? — Endlich, in der Hofnung, daß sie mich besser verstehen würde, wandt' ich mich zu ihrem Putze. — Sie haben da ein allerliebstes Kleid an, das selbst bei ihnen, nicht ganz unbemerkt bleiben will. — „Sie spass'n; „'sischt schon ganz b'sch—ssen.“ — Stellen Sie sich meinen Schrecken vor, als ich dieses garstige Wort, aus dem niedlichen Munde meiner Schönen hörte!

— Als ich mich genauer erkundigte, erfuhr ich, daß b'sch—ssen so viel heißt, als befleckt, beschmuzt. —

Was soll man von der Geisteskultur eines Volkes halten, das seine Sprache in einem so vernachlässigten Zustande läßt? Die Sprache ist ja immer und überall der richtigste Maafsstab der Summe und der Feinheit der Ideen, oder mit andern Worten: der Kultur und der Sittlichkeit eines Volkes. Keine Nation, die auf Verfeinerung Anspruch macht, wird mit dieser Verfeinerung bei Ihrer Sprache zuletzt anfangen. Wie könnte sie auch, wenn beide nur zusammen, und nie getrennt, fortschreiten können? —

Ich muß gestehen, daß ich schon in dieser Hinsicht von jeher eben nicht das günstigste Vorurtheil für die Schwiz und die Schwizer hatte. Ein kleines Völklein, so nahe an Deutschland grän-

zend, von Deutschen beständig umgeben, durchflossen; das die deutsche Sprache als seine Muttersprache anerkennt, das aus Mangel eigener Universitäten, sein bishen Wissen aus Deutschland holen muß; und doch, in einem so aufgeklärten Zeitalter, mit Leib und Seele, an einem so abscheulichen, ekelhaften Barbarismus kleben kann; fürwahr! ein solches Völklein ist für den Philosophen eine sonderbare, räthselhafte Erscheinung.

Was ist es denn, das die Aufklärung, oder fürs erste nur die Vermenschlichung der freien Schweizer so sehr zurückwirft? Ist es Eigensinn, Trägheit, Geschmacklosigkeit? Oder, ist es tiefer, verkappter jesuitischer Despotismus, der hier unter der Decke demokratischer Republiken sein höllisches Gaukelspiel treibt? Ich fürchte, es ist alles zusammen; am meisten aber das letztere.

Indessen will ich mein Urtheil noch zurück halten, bis ich mehrere Städte in der Schweiz gesehen habe. Ich behalte mir aber ausdrücklich vor, diesen Gegenstand, und alles was dahin einschlägt, so oft die Gelegenheit dazu aufstößt, mit männlicher Unerschrockenheit, mit philosophischer Genauigkeit zu sichten.

Leben Sie wohl mein Freund; ehe ich diese Stadt verlasse, schreib' ich Ihnen noch einige Zeilen von einer merkwürdigen Bekanntschaft, die mir hier in die Hände gefallen.

Dritter Brief.

Schaffhausen.

Ich habe in dem Hause, wo ich abgetreten bin, in der Krone, den bekannten, berühmten, beinahe möcht' ich sagen, famösen Doktor Meßmer getroffen. Wir haben über verschiedene physikalische, medizinische und andere Gegenstände — und Sie können leicht erachten — auch über den Magnetism, ein Langes und Breites gesprochen. Aber, mein Freund, noch nie wurde meine Erwartung so schnell, und so tief herabgedonnert, als in dem Gespräche mit diesem Wunder-Wesen! So arm an Geist und Seele, so

leer an Kenntnissen, so eingeschränkt im Kopf, so kalt im Herzen; und doch so viel Aufsehen, und doch Führer, oder vielmehr Verführer eines ganzen Heeres von Anhängern! — Scheint es doch, daß es bei manchem nichts als den kecken Vorsatz braucht, sich berühmt machen zu wollen, und er findet in unserm aufgeklärten Zeitalter überall Narren genug, die sich hinlegen, sich vor ihm krümmen, ihn auf ihren Buckel nehmen, damit er, eine Zeitlang wenigstens, eine über andere Menschen erhabene Stellung usurpiren möge. — Mit alle dem kann ich es doch nicht begreifen, wie der Mann den Spuk machen konnte, den er doch wirklich gemacht hat. Wie er überall Menschen finden konnte, die so fest an ihm glaubten; und was noch mehr ist, wie er sie noch itzt finden, und wie er diesen Glauben in seine Anhänger noch itzt erhalten kann? —

Auch in der Schweiz, besonders in Bern, hat Hr. Mefsmer noch sehr hitzige Verfechter; und einige Schüler, die man beinahe Nebenbuhler nennen kann. — Warlich, man muß sehr wenig Kopf, und doch einen übermäfsigen Kitzel haben, als ein Mann von Kopf zu passieren, wenn man, der elenden Sucht des Scheinens wegen, so an einer jeden Arm-seligkeit hangen, und der Apostel eines jeden Hexenmeisters werden kann, blos, um doch endlich auch einmal ein Ding zu erhaschen, worauf man in der Welt umherreitet. — Dafs der Doktor M. viele Anhänger in der Schweiz gefunden hat, darüber wundere ich mich indessen am allerwenigsten. Denn, wem ist es nicht bekannt, dafs die Charlatannerie, in allen ihren mannichfachen Fächern, in der Schweiz ihren Thron hält? Nicht nur die Arzneikunde, sondern auch der Akkerbau, die Philosophie, die Theologie, hat

hat hier ihre Schuppache. — Die Art wie Mefsmer neuerdings Wien verlassen, wird Ihnen bekannt seyn; hier wartet er, wie man mich versichern wollen, auf Ressourcen aus — Frankreich.

Die Stadt Schafhausen, die gut demokratisch seyn will, duldet wenig französische Emigranten; aber in der Nähe derselben, und auf dem Gebiete des Kantons, halten sich einige wichtige Personen auf. Le Noir, der berüchtigte, ehemalige Polizeilieutnant, von dem uns Schulz, in seinem Buche über Paris, einige erbauliche Anekdoten geliefert hat, wohnt itzt zu Frauenfeld, drei Stunden von hier. Er war einer von denen, die sich zu allererst aus dem Staube gemacht; und er hat den grössten Theil seines Raubes — Vermögen kann ich es nicht nennen — mit sich fortgeschleppt. Hier sitzt er nun, und genießt mit einer Sicherheit, mit einer Ruhe, die alle Tu-

gend höhnen, die Früchte seiner vieljährigen Verbrechen und Greuelthaten.

Die Schweizer sind überhaupt sehr mitleidig gegen Verunglückte, deren Börsen jedoch noch so beschaffen seyn müssen, daß sie den Verfolgungen ihrer Feinde Trotz bieten können; und daß sie die Menschlichkeit ihrer großmüthigen Beschützer nicht gratis auffodern dürfen. — Montesquiou der General, der sich zu Anfang der französischen Revolution unter Claviere's Administration bei Genf, so rühmlich ausgezeichnet hat, lebt in Bremgarten. An diesem Ort befindet sich auch Madam de Sillery und ihre Tochter. Und wer würde sich wundern, wenn auch Dümouriez nicht weit davon entfernt wäre? Man hat lange nichts von ihm vernommen; man hat ihn lange vermißt, und es ist doch wohl eben so wahrscheinlich, daß er sich in dem Schoße seiner Sillery, als in Nordamerika befinde. —

Hier ist im Ganzen viel Verkehr. Indessen ist die Spedition der wichtigste Zweig der hiesigen Handlung; indem dieser Ort fast alles auffängt, was von Deutschland nach der Schweiz und Italien, und von dort wieder nach Deutschland geschickt wird. Die producirende Kraft ist hier nicht sehr stark. Es giebt einige Fabriken, die aber nicht sehr beträchtlich sind. Indessen zeichnen sich einige Wollen- Cattun- und Seidenfabriken doch noch besonders aus; und machen hin und wieder ansehnliche Geschäfte, die sich jedoch, seit dem gänzlichen Verfall der unglücklichen Stadt Lyon, sehr vermindert haben. Ich habe hier im Ganzen mehr Krämer als Kaufleute getroffen. Das letztere ist — im Vorbeigehen gesagt, — eine Benennung, womit wir Deutschen überhaupt noch sehr verschwenderisch umgehen. Uns ist jeder Krämer, der jährlich aus der vier-

ten, fünften Hand, für einige hundert Gulden Caffee, Gewürz und Zuckermanteln absetzt, ohne Umstände Kaufmann. Und daher die Präsumption manches dummen Krämers; und daher der Mangel an Achtung für den ganzen Stand. — In England, wo die Handlung allgemeiner getrieben, gründlicher gelernt, und folglich auch mehr geachtet wird, weifs man diese Begriffe besser zu unterscheiden; und der *Shopkeeper*, (Detail-Händler) der nicht selten ein Mann von hundert und mehrern Tausend Pfund ist, erscheint mit einer Art von Devotion vor dem *Merchant*, (Kaufmann) der sich nur mit dem Handel im Grofsen, und mit wichtigen tiefgedachten Spekulationen in ferne Länder beschäftigt. — Der eigentliche Sitz der schweizerischen Spekulations-Handlung war wohl bis hier in Genf. Die Genfer haben ehemals mit schweizerischem Gelde in allen Fonds

gespielt. Und sollte das Projekt einiger Genfer Revolutionairs Eingang finden, sich in Ansehung der den Schweizern schuldigen, und in den französischen Fonds noch unter der ehemaligen Verfassung vergrabenen, sehr beträchtlichen Summen, bankrott zu erklären; so könnte durch dieses Manövre dem National-Reichthum der Schweizer, eine tiefe, nicht leicht zu verschmerzende Wunde versetzt werden. — Wo der Spekulationshandel der Schweizer itzt liegen mag, das will ich noch erforschen, wenn es sich anders erforschen läßt. —

Morgen früh gehe ich von hier über Eglisau nach Zürich. Mein nächster Brief soll Ihnen meine Bemerkungen über diesen Freistaat bringen. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

Zürich.

Wenn man die Sprache der Schweizer verstehen könnte, ohne sie zu hören; wenn man das Geschlecht bewundern könnte, ohne es zu sehen; und wenn man von einem Kanton zum andern reisen könnte, ohne den schweizerischen Lohnkutschern in die Hände zu fallen: so liefse sich in der Schweiz noch so ziemlich gut schwatzen, lieben und reisen. — Aber, hier sind drei bedenkliche Punkte, mein Freund. Der erste ist unangenehm; der zweite traurig; und der

dritte unausstehlich. Was ich von dem ersten und zweiten Punkt zu sagen habe, erspare ich für eine andere Gelegenheit. Nur von dem dritten will ich hier reden.

Sie können sich keine Idee machen, wie der Reisende, der nicht zu Füsse gehen will, oder kann, in diesem Lande geplagt ist. Es giebt hier, wie bekannt, gar kein Postfuhrwerk; man kennt weder ordinaire noch Extra-Posten. Will man sich von einem Ort zum andern begeben, so muß man sich durch Lohnkutscher dahin bringen lassen. Da kostet denn ein Wagen mit zwei Pferden auf acht schweizerische Stunden, welche ungefähr fünf deutsche Meilen machen, zwölf Gulden Reichsgeld, d. h. zwischen sechs und sieben Thaler in Louisd'or. Aber hier ist nicht vom Gelde die Rede; — denn wer der Oekonomie wegen nach der Schweiz kommt, der möchte eben

so wohl der milden Luft, oder der Empfindsamkeit der Einwohner wegen, nach Kamtschatka reisen. — Nur von der Langsamkeit und Beschwerlichkeit des Reisens sey es mir erlaubt, ein paar Worte zu sagen.

Hier werden bei dem schönsten Wetter in der schönsten Jahreszeit, nicht mehr als fünf oder höchstens sechs deutsche Meilen des Tages zurückgelegt. Von Schafhausen nach Zürich rechnet man acht schweizerische Stunden, und das ist eine Tagreise. Man reis't des Morgens von Schafhausen ab, speis't des Mittags in Eglisau, und trifft des Abends endlich in Zürich ein. Und auf diese Art wird durch die ganze Schweiz gereis't. Nun haben zwar einige liberale und patriotisch-gesinnte Männer schon oft vorgeschlagen, das gewöhnliche in andern civilisirten Staaten übliche Postwesen, auch in der Schweiz einzuführen. Allein,

so groß und kräftig war der Widerstand, der sich diesem Vorschlag von allen Seiten entgegen setzte, daß er nie hat zu Stande kommen können, und auch wohl nie zu Stande kommen wird. Woher diese Schwierigkeiten, dieser hartnäckige Widerstand, gegen eine so gewöhnliche, nothwendige und nützliche Einrichtung? — Das läßt sich leicht erklären.

Die Gastwirthe in der Schweiz sind reich; die meisten unter ihnen haben Staatsbedienungen, oder flicken doch wenigstens im Rath. Nun ist es ja wohl natürlich, daß diese Herren ihren Einfluß dazu anwenden werden, das schnelle Reisen zu verhindern. — Mehr als ein Gastwirth, mit dem ich über diesen Gegenstand gesprochen, sagte mir sehr naiv: „Mein Herr, die Schweiz ist ein kleines Ländchen; wenn das Extrapostreisen bei uns gebräuchlich wäre, so wür-

den viele Fremde in wenig Tagen die ganze Schweiz durchfliegen. Und was sollte da aus unserm Metier werden? ?“

— — Dies klingt freilich etwas egoistisch; aber, Sie werden mir doch gestehen, es ist Methode darin. Und es beweist sehr klar, wie sich hier alles die Hand bietet, um den Fremden als ein einträgliches Importations-Produkt zu benutzen. —

Ich habe Lavatern besucht. Es giebt eine gewisse Art Leute, und wenn ich nicht irre, auch einige unter den schweizerischen Reisebeschreibern, die, wenn sie die Tugenden oder Verdienste eines Mannes preisen wollen, ungefähr in folgendem Tone reden: „Wer kann diesen Mann sehen, und ihn einen Heuchler nennen? — Wer kann ihn lesen, und ihn einen seichten Schriftsteller schelten? — Wer kann ihn handeln sehen, und ihn verkehrter Absich-

„ten beschuldigen?“ — u. s. w. Ich halte dies für die insolenteste Art einen Mann zu loben, wenn man ihm nur negative Tugenden zugestehet, und doch dabei de

voll nimmt, als wollte

quisites sagen, dafs da-

ndere Lobrede bis zum

ken müfste. — Fern

on mir! Fern, wenn ich

irgend eines Mannes —

ehr so — wenn ich von

Mann, würdiger Lava-

ter! Wie ich dich fand, so will ich

dich malen; ich will mein Bild mit we-

nig Worten hinwerfen, und es soll dem

Original doch ähnlich seyn; ähnlich, wie

eine Thauperle der andern.

„Ruhe, Wahrheit, Zufriedenheit, Gut-

„müthigkeit, sanfte Herzensgüte, Be-

„scheidenheit, Thätigkeit, Ehrlichkeit,

„Offenheit, Gradheit.“

Machen Sie aus diesen Zügen ein Ganzes, mein Freund, und Sie haben ein richtiges, lebendiges, sprechendes Bild Lavaters *).

Auch Hozen, den berühmten Arzt, hab' ich kennen gelernt. Ich hab' ihn auf seinem Landgut unweit dieser Stadt aufgesucht, und habe gefunden, daß er ein Mann von eben so vortreflichem Herzen, als von vielem Wissen ist. Ein berühmter Schriftsteller **), der lange vor mir über die Schweiz geschrieben, hat Hozens medizinische Talente in einer langen

*) Es wird wohl kaum nöthig seyn, zu bemerken, daß ich hier von Lavater, den Menschen, den Bürger, nicht von Lavater den Schriftsteller, rede. Nicht, wie ihn andere gelesen haben, sondern wie ich ihn gefunden habe.

**) Herr Professor Meiners, in seinen Briefen über die Schweiz. Erster Band.

Unterredung, „ob des Schriftstellers bei sich ge habten Frau das Leuker Bad zuträglich sey, oder nicht?“ schon sehr glücklich zu sondiren gewußt, und daher bleibt mir über diesen Gegenstand nichts zu sagen übrig. — Ueberhaupt werde ich mit den Nachrichten von den hin und wieder getroffenen Gelehrten sehr sparsam seyn. Denn einmal reis' ich nicht eigentlich, um die Gelehrten in ihren Studierstuben zu überraschen; und zweitens hat mir die Erfahrung gelehrt, daß viele wissenschaftliche Männer, die wir wegen ihrer Schriften schätzen, nicht selten durch persönliche Bekanntschaft eher verlieren als gewinnen. Und da das Schätzen und Lieben angenehme, süße Empfindungen sind, verachten und has sen hingegen unangenehme Gefühle hervor bringen; so sehe ich nicht ein, warum ich durch ein muthwilliges affektirtes Jagen hinter den Gelehrten, Ihnen und

mir so manche angenehme Empfindung rauben, und eben so viele widrige an ihre Stelle setzen soll ?? — —

Ich habe von verschiedenen Reisebeschreibern ein Langes und Breites von der Eingezogenheit, der Sittsamkeit, der Tugend und der Keuschheit der schönen Schweizerinnen gehört. Ich fürchte aber, daß die meisten dieser Herren mehr vom Hörensagen geurtheilt, als aus ächten Quellen geschöpft haben. Die, welche das größte Geschrei davon gemacht haben, waren nicht einmal in der Lage, das Geschlecht kennen zu lernen. Sie reis'ten entweder als steife trockene Pedanten, oder als Beweibte, mit der Miene der keuschen Aufsicht über das Straucheln der raschen Jugend; mit der Miene des Ernstes und der Gelehrsamkeit. Sicher, in beiden Fällen das Geschlecht eher von sich zu entfernen, als anzuziehen, und es folglich nie in seiner wahren

Gestalt zu sehen. Wie läßt sich denn nun von den Weibern reden, wenn man weder Gelegenheit noch Beruf hat, sich mit ihnen vertraut zu machen? Kann man sie kennen lernen, wenn man hier und da einige in einer steifen Theegesellschaft, oder bei einer lange verabredeten Gasterei antrifft? Hat Sterne in dem unvorbereiteten Augenblick, da er bei der niedlichen Boutiquiere in Paris ein Paar Handschuh kaufte, nicht weit tiefer in das weibliche Herz geblickt, als mancher deutsche Professor, der während seinem Aufenthalt in Zürich das Glück hatte, von einem Zunftmeisterschmause zum andern zu wackeln? —

Ich für meinen Theil, habe diese fromme, engelreine Keuschheit, diese an Heiligkeit gränzende Sittsamkeit, und diese beispiellose Unverletzbarkeit der ehelichen Tugenden insbesondere, hier nicht gefunden; und in der That, ich habe

diese schönen Dinge auch hier nicht einmal gesucht. Ich vermuthete, daß ich die Menschen finden würde, wie ich sie fand. Das heißt: So, wie ich sie an andern Orten verlassen hatte. Und wie könnte das auch anders seyn? Man muß das menschliche Herz wenig kennen, wenn man sich einbilden kann, daß eine armselige Kleiderordnung auch eine Richtschnur für den Gang des Bluts und der Leidenschaften werden könnte! — Die Züricher verbieten ihren Schönen, sich mit Federbüschen und Diamanten zu schmücken; aber mit einer bewundernswürdigen Gleichgültigkeit sehen sie der unschuldigen Ergötzlichkeit zu, wie ihre Weiber und Töchter mit jungen Männern walzen. Ein Tanz, der unter allem, was die ausgelassenste Corruption hat Üppiges ersinnen können, wohl unstreitig der sittenverderblichste für junge weibliche Geschöpfe gefährlichste Zeitver-

vertreib ist. Er ist die Vorrede zu einem wichtigern Werke, zu Vertraulichkeiten von einer innigern Art; — und wenn er dann und wann ungekrönt bleibt, so ist dies nicht der Fehler der allmächtigen Kraft des Walzens, sondern man muß es der Ungewandtheit des jungen Mannes zuschreiben, der die Vortheile noch nicht zu gebrauchen versteht, die das Glück ihm in die Hände wirft. — —

Ich habe hier eine Geschichte erfahren, die mitunter als ein Beitrag zu den Ehestands-Annalen der keuschen Züricher dienen mag, und die ich Ihnen in meinem nächsten Brief zu lesen geben will. Bis dahin leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Zürich.

Auf einem Schlosse, wenig Stunden von Zürich, wohnt ein glückliches Paar. Der Gemal ist etwas über vierzig Jahre alt, und hat ein männliches, noch ziemlich robustes Ansehen; und, aufser der vornehmen Demüthigung, dann und wann vom Podagra heimgesucht zu werden, liefse sich gegen seine männliche Kraft noch eben kein Verdacht schöpfen. — Die schöne Gebieterin ist — wenn sie mirs nicht übel nehmen will — über

dreißig. Sie hat einen schlanken Wuchs, ein einnehmendes Wesen, und ein schönes lebhaftes Auge, das aber ungemein viel Sinnlichkeit und Leichtfertigkeit ausdrückt. Dieses Paar ist mit einem Knaben von etwa vierzehn oder funfzehn Jahren, die einzige Frucht ihrer Liebe, gesegnet.

Bis hieher gings in dieser beglückten Ehe, wie es in so mancher andern zu gehen pflegt. Man liebte sich, oder glaubte sich zu lieben. Man hinterging sich auch wohl dann und wann, ohne es jedoch gar zu merklich zu machen; — oder man hatte doch wenigstens Aufklärung genug, es zu ignoriren.

Nun will man aber dem Knaben eine anständige Erziehung geben, und doch will man sich von dem lieben Kinde nicht trennen. Es wird also ein Hofmeister ins Haus genommen. Der Hofmeister ist ein junger, wohlgebildeter, noch unver-

dorben er Mann. Diese letzte Tugend, die Tugend der Unverdorbenheit, war des jungen Mannes Unglück. Theils reizte er dadurch die Eroberungssucht und die Caprice der koketten Bewohnerin des Schlosses um so heftiger; und theils nahm er sich auch, aus der damit verbundenen Unerfahrenheit, in der Folge, um so albernere und dümmer.

Madam ist musikalisch; der Hofmeister spielt das Klavier, und hat eine angenehme Stimme. Der Gemal, an der andern Seite, liebt die Jagd; so theilt sich diese glückliche Familie. Der gnädige Herr jagt und schießt jeden erschreckten Hasen, jedes schüchterne Rebhuhn, die das Unglück haben, ihm in den Wurf zu kommen; unterdeß Madam in dem einsamen Schlosse Jagd auf das warme, jugendliche Herz des Hofmeisters macht. — Man sieht sich alle Tage, und oft ganze Tage; man ißt,

spricht, liest, singt und spielt mit einander. Das romantische, zu Seelenverständnissen einladende Landleben, die Ruhe, die Stille, das Alleinseyn, — wer wird sich wundern, wenn es mit so vielen Hülfsmitteln der süßen Harmonie endlich gelang, durchs Ohr Liebe ins Herz zu gießen? Und wer ist der Heilige, der so vielen und so oft erneuerten Versuchungen widerstehen kann? Der sie zu allen Zeiten, in jedem Zustande des Blutes, widerstehen kann? —

Der Augenblick erscheint; man erklärt sich; man gesteht sich gegenseitige Liebe. Wer kann den Himmel malen, unter welchem diese Glücklichen athmeten? Wer kann die wohlthätige erquickende Wärme der Sonne beschreiben, die an dem Horizont dieser Liebenden schien? — Zwei Herzen, die sich so ergießen, so in einander fließen, so in eins zusammen schmelzen können! Und dabei diese ungestörte

Ruhe, diese ländliche entzückende Heimlichkeit! —

Aber in einem Roman wie der gegenwärtige, folgen die Perioden sehr schnell auf einander. Das erste schüchterne Geständniß der Liebe, und der letzte wilde Genuß der Liebe, sind nicht weit von einander entfernt. Was die Ungewissheit verbittert, das sucht die Schnelligkeit zu versüßen. — Nun war das öde, eingeengte Schloß zu klein, die Freuden alle zu fassen, denen man sich in liebevoller Trunkenheit hingab. Nun führte die schöne Heldin ihren Geliebten in das nahe gelegene romantische Wäldchen. Da liefs sie in dem tiefsten heimlichsten Dickigt beschattete, vertrauliche Sitze bauen. Da ward gelesen, gesungen, gekost und — Liebe geathmet. — Der gute Ehemann füllte indessen die Küche mit frischem Wildprett und wildem Geflügel, und witterte nicht, welch ein ge-

fährliches Thier er in seinem Hause nährte, unterdeß er ganz unschuldige Geschöpfe, in einer so unschädlichen Entfernung, mit dem Mordgewehr verfolgte. — —

Aber ach, das Verrätherauge schlummert nicht! Die grünäugige Eifersucht, und der dürre graue Neid, erhoben endlich ihr Schlangezischel wider den jungen Begünstigten. Es mag wohl hier oder da in dem kleinen Städtchen, oder gar auf dem Schlosse selbst, ein Sterblicher gewohnt haben, der nach ähnlichen Begünstigungen schmachtete, oder — wer kann alle die mannichfaltigen heimlichen Gänge der wollüstigen erfinderischen Liebe erkünden? — diese Begünstigungen vielleicht gar schon genossen hatte, und nun in einer verachteten Vergessenheit seufzte. Man verfolgt die beiden Beglückten; das hämische Auge der Nachstellung schleicht ihnen nach in die geheimsten Gemächer des Schlosses, in

die tiefsten verborgensten Grotten des romantischen Wäldchens; und man trifft sie, welch ein Schmerz! man trifft sie — in dem Zustande der höchsten Glückseligkeit! — —

Nun wird das Murren lauter, die Bedienten und Zofen des Schlosses reden ohne Scheu von der erniedrigenden Ausschweifung ihrer Gebieterin. Bald spricht man im ganzen Städtchen von nichts anderm als der gnädigen Frau und ihrem Hofmeister, und bedauert nur den guten gnädigen Herrn, und bedauert ihn so viel, und bedauert ihn so laut, bis der gute Mann es endlich selbst erfahren muß, daß er — zu bedauern ist. Der Zustand eines überführten allgemein anerkannten betrogenen Ehemannes ist so wenig behaglich, daß man sich nicht darüber wundern kann, daß der gute Mann sich gerne unbetrogen zu sehen wünschte; und daß er daher den mit

Betheuerungen, mit Schwüren und Thränen begleiteten Protestationen seiner geliebten Gattin am Ende gerne Gehör gab. Nun war alles abgeschwätzt, abgeküßt, abgeweint. — Der gute Mann machte sich schon heimlich Vorwürfe, daß er auf ein leeres verleumderisches Geschwätze sein zärtliches rechtschaffenes Weibchen mit so vieler Härte begegnet; — indess die Verschmitzteste ihres Geschlechts sich innerlich freute, daß dieser gefährliche Handel noch so ziemlich ruhig abgelaufen. —

Ganz anders war es mit ihrem Geliebten. — Der junge Mann, noch ein Neuling in den Lastern der großen Welt, bildete sich ein, daß mit der Entdeckung dieser Intrike das ganze Weltall in Trümmern zerfallen müßte. Wer ihn ansieht, sey es auch auf die unschuldigste Weise, macht ihn, wie er glaubt, einen lauten Vorwurf seiner begangenen That. Er

wird schüchtern, unruhig, furchtsam und verzagt. Er will fort, seine Geliebte will ihn nicht lassen. Wie könnt' er auch? Er hafte zwar die Folgen, aber liebte noch immer die Ursache. Nun wirds ihm immer enger und bänger. Seine Tage werden qualvoll, seine Nächte schlaflos; seine Träume schrecklich. Das Leben wird ihm eine Folter; das Schloß eine Hölle; seine Geliebte eine Furie. Der Drang von innen wird immer mächtiger; der Sturm von aussen immer heftiger, — bis endlich die denkende Kraft den schrecklichen Kampf nicht länger kämpfen kann; bis endlich die kalte gesunde Vernunft dem verzehrenden Feuer einer wilden Phantasie unterliegen muß; bis endlich der Arme — o Entsetzen! — im Fieber der schrecklichsten Raserey danieder sinkt. — —

Noch tröstete man sich, daß dieser Anfall nicht von Dauer seyn würde;

noch behielt man den Kranken aufs Schloß. Aber der Sturm ward wüthender, und man verzweifelte bald an seiner Genesung. Sein zerrüttetes Gehirn war nun ganz von der traurigen Geschichte seiner — wahrscheinlich ersten — Liebe angefüllt, Alle andere Gedanken waren aus dem Gedächtnisse weggewischt. Kein Wunder also, daß er in dem Fieber der Raserey von nichts anderm, als von dieser unglücklichen Liebe sprach. Mit betäubendem, alle Gefühle zerschmetterndem Geschrei, klagt' er nun in Gegenwart der Aerzte und der übrigen Hülfeleistenden, in Gegenwart des hintergegangenen, betrogenen Gemals, seine Geliebte als seine Verführerin, als die Verrätherin ihres schwachen, nur zu leichtgläubigen Eheherrn an. Die bestürzte Schöne will dies anfangs für Ausschweifungen, für lächerliche Ausbrüche eines Wahnsinnigen ausgehen. — Aber der Kranke spricht

nie so richtig, nie so nachdrücklich, so zusammenhängend, so konsequent, als wenn es darauf ankömmt, diese schreckliche Anklage zu bekräftigen. — Er bringt Beweise von der abscheulichsten Verführung am Tag, die zu laut schreien, um durch einige leere Ausflüchte weggelogen, um durch ein Paar hämische Thränen weggespült zu werden.

Nun gehen endlich, doch ach, nur zu spät! — dem armen Manne die Augen auf. — Von Liebe und Verachtung, von Mitleid und Verzweiflung zugleich hingerissen, ist sein erster Schritt, den kranken jungen Mann, das Opfer der entsetzlichsten Leichtfertigkeit, aus dem Hause, aus der Stadt, aus der Gegend in gute Verpflegung zu bringen. Und so wird er auch einige Tage nach dieser fatalen Entdeckung, in einem Wagen, sehr stark bewacht, nach einem an der italienischen Gränze liegenden bekannten Tollhause

gebracht. — Langsam und tief um Mitternacht, — um dem Auflauf der Zuschauer zu entkommen — fährt der Wagen über die lange Schloßsbrücke zum Städtchen heraus. Und noch lange hört man den jungen unglücklichen Mann in die fürchterlichsten Verwünschungen gegen seine Verführerin ausbrechen! —

Hier, mein Freund, lasse ich den Vorhang fallen. Was noch ferner geschehen ist, das will ich Ihnen und den Edeln, die diese Geschichte vielleicht einmal lesen werden, aus Barmherzigkeit verhehlen. — Genug, daß Sie mit mir übereinkommen werden, daß die zügelloseste Ausschweifung keine abscheulichere Verführung aussinnen, daß London mit alle seinem Luxus, daß selbst Paris in seinem ehemaligen Glanze, kein glücklicheres Ehepaar weder itzt aufweisen kann, noch ehemals aufweisen konnte, als das zärtliche Paar, das auf diesem Schlosse,

einige Stunden von Zürich, der ehelichen Liebe pfleget. Und doch leben diese Leutchen den republikanischen Gesetzen, der Kleider- und Prachtordnung, sehr gemäfs! — —

Wer mir aber einwerfen will, dafs dieser Fall zu individuel sey, um davon auf das Ganze zu schliessen, dem sag' ich — nicht ohne Rührung — dafs ich mit ähnlichen Schweizergeschichten Folianten anfüllen könnte, wenn die Beschäftigung mir nicht zu verdrießlich, nicht zu ekelhaft wäre. — —

Leben Sie wohl!

Sechster Brief.

Zürich.

Der Spaziergang neben der Limmat ist schön. Schön die Stelle, die man in dieser Gegend für das Gefsnerische Monument gewählt hat; schön das Monument, das von Trippel, einem jungen verdienstvollen Künstler aus Schafhausen, der in Rom studirte, ist meisterhaft verfertiget worden. Schade, daß auch der Künstler, bald nach Vollendung dieser Arbeit, in der Blüthe seiner Jahre dahinwelkte! So daß dieses Werk, als ein Monument für

den Dichter und den Bildhauer zugleich, angesehen werden kann.

Will man aber dieses Monument sehen, so muß man im Sommer, nicht im Winter nach Zürich kommen. — Die schönen Statuen an der berühmten Fontaine zu Abdera waren von einer so äußerst delikaten Leibeskonstruktion, daß sie gewöhnlich ein Nießen kriegten, als wenn sie den Schnupfen hätten, wenn man die künstlichen Wasserwerke spielen lassen wollte. — Nun kann es seyn, daß man durch eine Kommunikation der Ideen hier an ähnliche Zufälle dachte, — besonders da das Gefsnerische Monument sich an der reisenden Limmat befindet, — und daß man so auf den glücklichen Einfall gekommen ist, dieses Monument mit einer dicken, schweren, hölzernen Hülle zu bedecken. Diese Bedeckung macht ein förmliches kleines, aber doch sehr plummes ungeschicktes Haus,

Haus; worin während den Wintermonaten das Andenken Gefsners — warm gehalten wird. — Vorn ist eine kleine Thüre angebracht, wo man herein gelassen wird, um unter dieser Bedeckung, in diesem Zustande der dicksten Finsterniß, das Monument mit Hülfe so vielem Lichts, als sich durch die geringe Oeffnung einer sehr schmalen Thüre hereinschleichen kann, zu betrachten. Als ich mich bei dem Manne, der den Schlüssel zu diesem Raritätskasten in Verwahrung hat, und ihn denen, die das darin aufbewahrte Heiligthum zu sehen wünschen, für Geld und gute Worte öffnet, nach der Ursache dieser sonderbaren Einrichtung erkundigte; sagt' er mir auf gut Züricherisch: „Die Gnäd'gen Herren „(der Magistrat) haben dis gar wifslich „befolen, um dis trefliche, und wit und „brit berumte Stukel für Wind und Wetter zu schützen.“ —

Die mediceische Venus, der Laokoon und der Apoll von Belvedere, sind dem Wetter aller Jahreszeiten ausgesetzt; und ihre frei und offen dastehende Vollkommenheit erfreut, erhebt zu allen Zeiten die in Bewunderung hinschmelzende Seele eines jeden Kunstliebhabers. — Der Anblick des gefsnerischen Monuments zu Zürich ist dem Reisenden und Kunstbeobachter nur einige Sommermonate verstattet, und muß sich den größten Theil des Jahres unter einer finstern neidischen Decke verkriechen. — Aber jene Meisterstücke befinden sich in dem Lande der Künste und der Musen; das gefsnerische Monument hingegen prangt in der aufgeklärten Hauptstadt eines kaufmännischen Staates!

Der Kanton Zürich hat zwar in Rücksicht der Epoche der Eidgenossenschaft den Rang vor Bern; aber in Ansehung des Umfanges und der Volksmenge, muß

er jenem nachstehen. Der Umfang dieses Kantons ist $42\frac{1}{2}$ Q.Meile; seine Volksmenge beträgt höchstens 170,000 Menschen. Davon faßt die Hauptstadt ungefähr 12000 Seelen. Und die eigentlichen Bürger dieser Stadt sind ungefähr 2000 an der Zahl. Diese zweitausend Bürger der Stadt Zürich besitzen und üben eine völlige Souverainität über die übrigen Einhundert und acht und sechzig tausend Einwohner des Staats! Sie haben allen Handel, allen Verkehr, alle Aemter, alle Ehrenstellen, alle Gewalt, alle damit verbundenen Vortheile ausschliesslich unter sich vertheilt! — Sie erstaunen, mein Freund; Sie können nicht begreifen, wodurch sich ein so gewaltiger Eingriff in die Rechte freier Menschen qualificirt hat; wodurch er sich noch bis zu dieser Stunde erhalten hat? — Das will ich Ihnen erklären. — In den ersten Zeiten der Re-

publik, hatte die Stadt nur ein sehr kleines und unbedeutendes Gebiet; und damals war natürlich die ganze produzierende Kraft und die ausübende Gewalt in der Stadt Zürich concentrirt. Als sie nach und nach theils durch Kauf, theils durch Eroberungen ihren Umfang ausdehnte, ihr Gebiet vergrößerte, vermehrte sich auch die Liebe zum Gewinn; ihr folgte der Geiz, die Herrschsucht und der Geist der Unterdrückung. Und so erhielten und erhalten sich, bis auf den heutigen Tag, zwei tausend Züricher Bürger in dem Besitz dieser gewaltigen und höchst unrepublikanischen Vorrechte, schliessen alle übrigen Bewohner des ganzen Kantons von der Regierung und allen damit verbundenen Vorthelen, ja sogar von der Freiheit des Handels — und was Sie kaum glauben werden — von der Kultur des Geistes, von dem Gebrauche und der Ausübung der Wissen-

schaften aus! Da Ihnen die Verfassung dieses Freistaats, von der Seite vielleicht nicht genugsam bekannt seyn mag, so will ich mich über diesen sehr auffallenden Gegenstand, besonders in Rücksicht der unerträglichen Einschränkungen, die der Handel und die Wissenschaften leiden, etwas deutlicher erklären.

In den Munizipalstädten und auf dem flachen Lande des Kantons Zürich, dürfen die Bewohner zwar Manufakturen errichten, und alle Arten roher Produkte verarbeiten, aber es ist ihnen nicht erlaubt, das, was sie durch ihren Fleiß hervorgebracht haben, im Auslande zu verkaufen; sondern das republikanische Gesetz gebietet ihnen, die gefertigten Waaren, das Erzeugniß ihrer Indüstrië, nach Zürich zu tragen, und hier feil zu bieten. Hier muß sich der Fabrikant, der kein Züricher Bürger, aber doch ein Eingeborner des Kantons

ist, gefallen lassen, daß der Kaufmann der stolzen Hauptstadt, der ein Züricher Bürger ist, die ihm feil gebotenen Waaren zu einem ihm beliebigen Preise annimmt, und die Freiheit genießt, sie im Auslande, oder wo und an wem er sonst will, zu verkaufen. Solchergestalt reis't der Züricher Kaufmann den größten Theil des Gewinnstes der in dem ganzen Kanton, außer der Stadt Zürich, fabricirten Waaren, sehr unrechtmäßigerweise an sich; unterdeß der eigentliche Erzeuger nur den kleinsten Theil der Früchte seines Fleißes genießt; der nach und nach durch den Geiz und den immer zunehmenden Luxus der Hauptstadt so sehr verkleinert wird, daß dem arbeitenden nützlichen Bewohner des Kantons kaum so viel gelassen wird, ein mühsames Leben zu fristen!

Mit den Wissenschaften geht es nicht anders. Nicht genug, daß kein anderer,

als ein Züricher Bürger, zu irgend einem einträglichen Amt, zu irgend einer Staatsbedienung gelangen kann; es kann auch weder in Zürich noch in den Munizipalstädten, noch auf dem Lande, und überhaupt im ganzen Kanton, kein Eingeborner eine Pfarre erhalten, wenn er nicht ein Züricher Bürger ist! *) So haben zweitausend Züricher nicht nur den irdischen, sondern auch sogar den himmlischen Verkehr des

**) Dafs Gesetze wie diese alle Kultur des Geistes unterbrechen und beinah unmöglich machen, bedarf wohl keines weitem Beweises. Denn wer wird sich den Wissenschaften widmen, wenn nach vollendetem Studium ihm alle Hofnung zur Beförderung abgeschnitten ist? Wenn ihm unter einer Regierung, wo eiserne Briefe wie diese ihren Werth behalten, nichts, als die sichere Aussicht übrig bleibt, in schimpflicher Vergessenheit zu darben? — —*

ganzen Kantons auf eine unerhört eigenmächtige Art monopolisirt — *).

Daher die kleinliche, verächtliche Staatsmaxime, daß die gnädigen Herren zu Zürich so selten einen Eingebornen ihres eigenen Kantons — an Fremden ist gar nicht zu denken — das Bürgerrecht der Stadt Zürich angedeihen lassen. Es ist bekannt, daß die Züricher in einem Zeitraum von hundert

**) Daß die Buchdruckerkunst unter ähnlichen Einschränkungen leidet, brauch' ich wohl nicht zu bemerken. Es darf außer zwei Buchdruckereien, die sich in Zürich befinden, und beide in dem Besitz zweier Rathsherren sind, keine andere Buchdruckerei im ganzen Kanton existiren. Folglich kann es auch im ganzen Kanton keine eigentliche Verlagshandlung geben, als die der beiden Rathsherren der Stadt Zürich. — Die Steinerische Buchhandlung zu Winterthur muß ihre Verlagswerke in Zürich drucken lassen! —*

und siebenzig Jahren, keinen neuen Bürger aufgenommen haben. Damit — o vortrefliche weise Regierungskunst! — damit die Zahl der Glücklichen nicht vermehrt, damit die Zahl der Leidenden, der Unterdrückten nicht vermindert werde! — — Gesetze wie diese, in einem Freistaat, sprechen zu laut, um noch die geringste Anmerkung zu bedürfen. Nur einen Wunsch will ich hinzufügen! „Mögen die gnädigen Herren des Kantons Zürich, die weisen Herren die am Ruder sitzen, diese Bemerkung lesen, und sie so beherzigen, daß sie den Landbewohnern endlich einmal erlauben, ihre Seligwerdung unter sich und auf eine weniger eingeschränkte Art zu besorgen; ohne ihnen jedoch die Freiheit zu rauben, so lange sie hienieden sind, die Früchte ihrer eigenen Industrie genießen zu dürfen!! —“

Wohin ich in diesem freien Lande blicke, drängen sich mir neue Gegenstände auf, die von Unterdrückung und Despotismus strotzen. Ich gehe in den Gerichtshöfen und finde — kein Gesetzbuch. Ich suche Richter, die das Recht studirt haben, und ich finde — gemeine Bürger, die mit der Rechtsgelahrtheit völlig unbekannt sind, und deren Urtheile vom Zufall, vom Vorurtheil, und nicht selten vom Geiz geleitet werden. Mit Zittern, mit einer unaussprechlichen Beklemmung, folge ich der blutigen Spur des peinlichen Rechts. Die Halsgerichtsordnung Karls des Fünften liegt hier zwar in gewissem Betracht mit einigen Modifikationen und Zusätzen zum Grunde. Aber die Richter haben den ausgedehntesten Raum, das Gesetz nach ihren Begriffen, nach der ihnen so scheinenden Billigkeit, nach ihrer Willkühr, nach ihrer Laune zu deuten. Welchen ab-

scheulichen Mißbräuchen ist nicht eine solche Macht in den Händen sterblicher Richter ausgesetzt!! — —

Spricht man mit den Schweizern über diesen wichtigen Gegenstand; so geben sie einem mit einer bewundernswürdigen Leichtfertigkeit zur Antwort: „dafs ihre „Gesetze sehr milde, ihre Richter sehr „menschlich wären; dafs es wenig (?) „Beispiele gebe, dafs ein Arrestant wäre „unschuldig hingerichtet worden.“ u. s. w. Welch eine Antwort? — Ist man da weise, wo man nichts als glücklich war? Kann man sich darum nie irren, weil man sich eine Zeitlang nicht geirrt hat? Haben wir darum Recht, weil unser zufälliger Ausgang nicht verdammt? — Die höchste Schwäche des menschlichen Verstandes ist wohl nirgends so auffallend, als da, wo die Menschen anfangen, von Infallibilität zu träumen. — Aber so schwach und so lächer-

lich auch dieser Traum immer seyn mag; wenn er einmal anfängt auf Gegenstände zu wirken, welche die Ehre, die Ruhe, das Glück und das Blut unserer Nebenmenschen aufs Spiel setzen; so hört er auf, dieser Traum, bloße Schwäche zu seyn, und er wird eine verabscheuungswürdige Grausamkeit! — Und wo ist sie denn, diese erhabene Weisheit, diese gepriesene Milde? — Etwa in dem berühmten berüchtigten Prozesse wegen der Zaubergeschichte des Stecknadelspeienden Mädchens zu Glaris? *)

*) *Die Zaubergeschichte, die sich vor ungefähr zwölf Jahren in Glaris zugetragen hat, und der daraus entstandene Hexenprozeß, sind zu allgemein bekannt, um hier eine umständliche Erwähnung zu bedürfen. Nur die Hauptzüge dieser Begebenheit will ich in dem Andenken meiner Leser wieder auffrischen. — Ein Mädchen von neun Jahren spielte, aus mir unbekannten Ursachen, gegen ihre Eltern und*

Oder in der Hinrichtung des wahnsinnigen Wassers? Oder in dem grausamen Gebrauch der Folter, die man zum Schrecken und zum Abscheu aller civilisirten Völker in der freien Schweiz

Freunde die Farce, Stecknadeln von sich zu geben. Man hält diese unnatürliche Erscheinung für Zauberei. Ein Dienstmädchen, die ehemals in dem Hause der Eltern gedient, und ein Schlösser und Bürger der Stadt Glaris, werden als Beschuldigte dieser schrecklichen That ins Gefängniß geschleppt. Durch Drohungen der Folter und andern dergleichen sanften Rechtshilfsmitteln, wird endlich das Geständniß erpresst: dass der Schlösser einen aus Eisenfeile und gewissen bezauberten Erdarten und Säuren verfertigten Kuchen dem Dienstmädchen gegeben, und dass diese das Kind hat bereden müssen, den Kuchen in ihrer Gegenwart zu verzehren. — Der Schlösser, in der Furcht des gewissen schmachlichen Todes, erhenkte sich aus Verzweiflung im Gefängnisse; und das Dienstmädchen wurde als Zauberin öffentlich hingerichtet!! — —

noch immer beibehält? — Aber, wenn man mit dem peinlichen Gesetz der Schweizer überhaupt nicht anders als unzufrieden seyn kann; so hat man Ursache, über die Prozessordnung dieses Kantons insbesondere sehr laut zu klagen.

Der Unglückliche, der entweder eines begangenen oder beschuldigten Verbrechens wegen hier in Gefangenschaft geräth, wird nicht öffentlich, sondern bei verschlossenen Thüren in dem Kerker, worin er leidet, nur von zwei Gerichtspersonen und einem Sekretair verhört. Dem auf diese heimliche und fürchterliche Art verhörten Delinquenten ist auch kein Defensor verstattet. — Hier ist also an keine Rettung der durch Schüchternheit, Aengstlichkeit und Unberedsamkeit sich blosgebenden Unschuld, noch an Minderung der wirklichen Schuld zu denken. Der ganze Lauf des Prozes-

ses ruhet in den Händen dieser beiden Gerichtspersonen. Von ihnen hängt es ab, den Blutrichtern den Gesichtspunkt zu bestimmen, aus welchem sie die Schuld oder Unschuld des Gefangenen betrachten sollen. Ist nun einmal nach einer solchen summarischen, aller legalen Verteidigung und Hülfe beraubten Untersuchung, das schreckliche Todesurtheil ausgesprochen; so ist nach den Züricherischen Gesetzen der Weg der Appellation an ein höheres Gericht eben so unmöglich, als der Gedanke an Gnade undenkbar ist. — Der Spruch der hiesigen Blutrichter ist kein bloßer Spruch von sterblichen Menschen, — sondern die Aeufserung von einer Art übernatürlicher Wesen, die gleich einer zweiten Schöpfung ihren Willen, in dem Augenblick des Wollens, realisirt sehen. — Nur mit dem Unterschiede, daß diese gestrengen Wesen sich noch so weit eingeschränkt füh-

len, daß es nicht in ihrer Macht stehet, dem Nichtvorhandenen gebieten zu können: es werde! Aber sie können ihrem Nebenmenschen zurufen: er vergehe! und er ist vernichtet! — —

Ihr, die ihr dieses Land besuchet, um euch an das Rasseln und Rauschen einiger Wasserfälle zu belustigen; oder um einige steile Berge zu erklimmen; oder um eine Wallfarth nach der heiligen Petersinsel zu unternehmen, und die Mauern in der Zelle Rousseau's mit einigen faden empfindsamen Verslein zu verunstalten; oder mit der Heloise in der Hand die anmuthigen Gegenden von Vevay, Clarens und Meillerie zu durchwandern, und in affektirter oder wirklicher Schwärmerei dem stark, tief und wahr-empfindenden Rousseau nachzuempfindeln: — verlaßt einige Augenblicke die romantische eingebildete Welt, und blickt hier — wenn anders
eurem

eurem schwächlichen entnervten Zustande dieser Anblick nicht zu stark ist — einmal in die wirkliche! Lebt, sprecht und handelt mit dem Menschen. Betrachtet ihn als Vater, als Gemal, als Freund, als Geschäftsmann, als Richter. — Folgt mir in den Tiefen des Elendes, des Kummers und der Verzweiflung; durchkriecht mit mir die Gefängnisse, die Wohnungen der Unglücklichen; wagt euch so nahe, daß die Stimme der Leidenden euer zartes Gehör erreichen könne; — und dann weinet in diesem beglückten, freien Lande der gekränkten Menschheit eine Thräne! — —

Ich bleibe noch einige Zeit in Zürich; also bald ein Mehreres.

Siebenter Brief.

Zürich.

Nein, mein Freund, dadurch, daß meine Briefe wahrscheinlich kein so glänzendes Glück in der Schweiz machen werden, als manches andere an innerm Werth dem meinigen vielleicht nicht überlegene Buch gemacht hat; — dadurch werd' ich mich nicht abschrecken lassen, mit festem männlichen Schritt auf dem Pfad der Wahrheit fortzuwandeln. Ich rufe mit jenem Engländer aus: *Truth, be thou my Goddess!* Die Wahrheit ist ein Bedürfnis des Menschen; aber sie ist noch mehr,

ein Bedürfnis des Staats. Alle Mißbräuche sind Geburten des Irrthumes; und es giebt einen gewissen Grad von Erkenntnis, wo das Gute unvermeidlich ist. — Aber, um diese Höhe zu erreichen, müssen wir das Licht nicht scheuen. —

Noch traue ich es dem bessern Theil der Schweizer zu, daß hie und da ein Freund der Wahrheit und der Unpartheilichkeit mein Buch nicht mit Unwillen von sich werfen, sondern daß er mir es vielmehr danken wird, daß ich den Muth habe, das Ding bei seinem Namen zu nennen, so sehr ich mich auch dabei wider die Sprache der Konvenienz, der Heuchelei und der Schriftstellerei veründigen muß. — Die Vaterlandsliebe hört auf eine Tugend zu seyn, wenn sie in blindem Fanatismus ausartet. Und was ich hier sage, sag' ich nicht als der Bewohner dieses Landes, wider die

Bewohner eines andern Landes. Man ist Mensch, ehe man Deutscher oder Schweizer ist; und als Mensch, und als Weltbürger ist die Schweiz auch mein Vaterland. — *Omne solum Forti patria est, quia patris.* —

Die abgeschmackte Sage, daß ein Ausländer in das System der schweizerischen Regierung nicht tief genug eindringen könne, um eine gründliche Beurtheilung darüber anzustellen, ist zu schal, zu fade, und zu abgedroschen, als daß sie mich in den Gang meiner Untersuchungen im geringsten stören könnte. Die Ausländer können nicht, und die Einwohner sollen nicht, dürfen nicht davon reden. Welch ein Ding wird man denn am Ende aus der Regierung dieses Landes machen wollen, wenn es so beschaffen ist, daß weder Ausländer noch Eingeborne nicht einmal davon reden kann oder darf? — Und wozu endlich alle

dieses Verkappte, Vertuschte, Heimliche, das in den Regierungen eben so unnöthig als gefährlich ist? — Kaum giebt es in den Handlungen der Menschen ja etwas Geheimes mehr. — Das Vergangene zeigt so klar, was man von der Zukunft zu erwarten hat, dafs weder in dem Kabinet, noch in der Seele des Ministers, etwas mehr verborgen ist. — Warum also diese geheimnissvollen Verzerrungen, wenn sie zu nichts weiter dienen, als das öffentliche Zutrauen verdächtig zu machen, welches zu allen öffentlichen Handlungen so unentbehrlich ist? — Wenn ein freies, offenes, männliches Betragen das beste und sicherste im Kleinen ist, so ist es nicht minder so im Grofsen *). Man erinnere sich, was

*) Eine gerade männliche Politik hat nicht nöthig, unterirdische Schleichwege einzuschlagen; sondern sie gehet am hohen Mit-

ein gewisser Spanier von dem Kardinal Mazarin sagte: *Il a un des premiers défauts en politique; il veut toujours tromper.* —

Dafs ich da untersuche, wo andere singen, dafs ich da urtheile, wo andere loben; das wird wohl eher für als wider mich reden. Was lobt man nicht alles? was hat man nicht schon alles gelobt? Lukan hat seine Beredsamkeit zum Lobe Nero's verschwendet. Quintilian schämte sich nicht, den Domitian einen Gott zu nennen; und Martial erhob den Otto über den Kato. — —

Wenn ich mich aber in meinen Beurtheilungen, die ich bisher über die Schweiz niedergeschrieben habe, oder die ich noch künftig niederschreiben werde, doch geirrt haben soll; so erwarte ich, dafs ein unpartheiischer Be-

tage mit aufgerichtetem Haupt einher. Herzbergs Memoiren vom J. 1788.

obachter die Schweiz bereise, und mich auf eine gerade männliche Art von meinen Irrthümern überzeuge. Diejenigen aber, die bereits über die Schweiz geschrieben haben, können mich nicht überführen. Denn sie sind selbst nicht von so allgemein anerkannter Unfehlbarkeit, von so heiliger Makellosigkeit, um einen Sündigen den Weg des Glaubens zu führen. — Viele unter ihnen haben sich schon widersprochen, nachdem sie zum zweitenmal die Schweiz bereis't haben; und andere würden sich widersprechen, wenn sie eine zweite Reise durch das freie Helvetien machen sollten. Man nehme nur den ersten den besten dieser Schriftsteller. Man nehme z. B. den Kolofs der schweizerischen Reisebeschreiber, den Herrn Magister William Coxe! Als dieser Herr den 22. Juli 1776 seinen ersten Brief über die Schweiz schrieb, brach er in folgende Ekstase

aus: — „Mit Wollust athme ich die
„Luft der Freiheit. Vergnügen und Zu-
„friedenheit lachen auf allen Gesichtern.
„Die Reinlichkeit der Häuser und der
„Leute ist sehr auffallend. Durch starke
„Züge unterscheidet sich dieses glückli-
„che Volk in seinen Manieren, seinen
„Geberden, seiner Kleidung von seinen
„Nachbarn“ u. s. w. *)

Einige Jahre nachher, als der Herr
Magister Coxe die Seligkeit genoß, die
Luft der Freiheit in Helvetiens Fluren
zum zweitenmal zu athmen, sank er
auf einmal in folgenden Ton der Nüch-
ternheit herab: — „Als ich den 18. Juli
„1786 wieder nach Schafhausen kam,
„schien mir diese Stadt lange nicht
„mehr so artig, wie im Jahr 1776. Die

*) *Briefe über die Schweiz von William Coxe.*
M. A. Erster Band. Zürich 1781.

„Ursache ist leicht zu errathen. Auf meiner vorigen Reise war ich kaum den Wildnissen Schwabens entronnen; diesesmal aber hatte ich so eben das blühende Baiern verlassen.“ u. s. w. *)

Schade, daß der Herr Magister nicht auch eine zweite Reise nach Schwaben vornehmen kann! — Vielleicht würd' er sich bewogen fühlen, in eben dem Maas worin er den Schafhäusern seine Protektion so unerwartet entzogen hat, dem armen Schwabenlande seine Barmherzigkeit angedeihen zu lassen. — Warum kann denn die Schweiz nicht bei ihrem Namen genannt werden, und Schwaben bei dem seinigen? Warum muß dieses eine Hölle werden, wenn jene kein Paradies mehr seyn kann? — — Aber

*) *Briefe über die Schweiz von William Cox.*
M. A. Zweiter Band. Zürich 1791.

so flattern unsere philosophischen Reisebeschreiber von einem Extrem zum andern. Und so eilen sie mit schnellen Schritten zu jenen Regionen über, wo schon so manche schöngemalte Schweizerreise hinwanderte. — *In vicum vendentem tus et odores.* —

Verzeihen Sie diese kleine Digression; ich will Sie nun wieder von Zürich unterhalten. Wenn ich nicht gewohnt wäre, mich durch Denken, Lesen und Schreiben gegen die Marter der Langeweile so gut zu verschanzen; ich glaube, es wäre hier, wo ich in meinem Leben die erste Anfechtung davon verspüren könnte. Vielleicht ist diese dem Lande eigene Tugend mit eine der Ursachen, warum die Engländer so häufig die Schweiz besuchen; weil sie sich hier so *à leur aise* ennuiren können. — Nichts kommt mir hier lächerlicher vor, als die sogenannte Einfalt der Sitten, die man nur allein in dem

gänzlichen Mangel aller vernünftigen Unterhaltungen zu finden wähnet. — Ein gutes Schauspiel, worin Dichter und Künstler wetteifern, den gebildeten Menschen auf eine ihm würdige Art zu unterhalten, gehört hier und in der ganzen Schweiz unter die Todsünden. Aber die Reichen und Ueppigen — deren Loos es ist, von der Langeweile am meisten gequält zu werden — wollen Zeitvertreib, wollen Spielwerke haben; und sie wissen deren — trotz der republikanischen Sittengesetze — schon zu finden. Sie thun Verzicht auf die Schule der Moral und der Tugend; sie thun Verzicht auf die geistigen Unterhaltungen anderer zivilisirten Völker; aber sie erholen sich am Tanz, am Spiel, an den immer fortwährenden Gastereien, an dem Luxus in dem Ameublement ihrer Stadt- und Landhäuser, an ihren Equipagen, und an Verschwendungen aller Arten, die keine

Grenzen haben. — Desto kümmerlicher, desto gebeugter lebt der Landmann. So wahr ist es, daß große Reichthümer, fast ohne Ausnahme, den Despotismus unterstützen, gewisse Vorurtheile begünstigen, den Weg zu ausschließenden Rechten und Privilegien bahnen, und ihrer Natur nach das öffentliche Wohl zerstören. Es war hier in der freien Schweiz, wo Rousseau über die Partheilichkeit der gesellschaftlichen Konföderationen klagte; der Konföderationen *qui protègent fortement les immenses possessions du riche, et laissent à peine un misérable jouir de la chaumière, qu'il a construite de ses mains.* —

Und doch hat mich das Geschrei von Mäßigkeit, von Tugend und Freiheit hieher gelockt. Und doch will man mich überreden, daß ich hier freier athme, als in Deutschland, meinem Vaterlande. — Glauben Sie's mir, mein Freund, der

Schweizer ist nur gegen Ausländer
frei. Wenn er vor seinem Zunftmeister
oder Landvogt erscheint, so steht er
eben so gebeugt, eben so sklavisch da,
wie der Muselmann, der vor seinem
Pascha zittert. —

Leben Sie wohl!

Achter Bickel

Zürich

So drückt sich der unsterbliche Geist
aus, als er von menschlichen Individuen
spricht. Was wird, er sagt, haben
wenn er ein ganzes Volk, dieses Volk
geheißt, das seine Macht in seiner Größe
hat. Ich weiß nicht, ob schon vor
mir irgend ein Reisender die Meinung
geäußert hat; aber gewis hat er

Achter Brief.

Zürich.

Shakspere sagt irgendwo: *He, that has no music in his soul, is fit for treason, spoil, and stratagem. Let him not be trusted!* — So drückte sich der unsterbliche Dichter aus, als er von musiklosen Individuen sprach. Was würd' er erst gesagt haben, wenn er ein ganzes Volk hätte kennen gelernt, das keine Musik in seiner Seele hat? — Ich weiß nicht, ob schon vor mir irgend ein Reisender die Bemerkung gemacht hat; aber gewiß ist es, daß

Apollo nicht der Schutzpatron der Schweizer ist. — Man wird mit zehn Familien bekannt, ehe man ein Haus trifft, wo nur etwas Musik in der allergewöhnlichsten Art getrieben wird. Der eigentliche Volksgesang ist erbärmlich, und ist ein so vollkommenes Meisterstück von Mißtönen, als man nur bei irgend einem wilden Volke antreffen kann. Daher kommt es auch, daß der gemeine Schweizer, wenn er sich in der Schenke mit Gesang belustigen will — geistliche Lieder und Psalmen singt. Und das zwar nicht aus Frömmerei, — denn die geistlichen Lieder folgen unmittelbar auf die ausgelassensten Zoten, und diese wieder unmittelbar auf die Psalmen — sondern aus wirklichem Mangel an Volksgesang, aus wirklicher Musiklosigkeit. — Es wird Ihnen sonderbar scheinen, aber ich glaube es doch mit Wahrheit behaupten zu können, daß man selten, oder nie ein ei-

gentliches musikalisches Genie, oder auch einen nur einigermaßen berühmten Komponisten oder Virtuosen trifft, der ein geborner Schweizer wäre! — Mir ist wenigstens eine solche Erscheinung noch nicht vorgekommen.

Woher dieses stumpfe erstorbene Gefühl für die bezaubernste der menschlichen Künste? — Dafs ihr Mangel in dem einen Lande, und ihr Ueberflufs in dem andern, blos Sache des Zufalls wäre, das wird doch wohl niemand im Ernst behaupten wollen. Eben so wenig läfst es sich bezweifeln, dafs ihr Verfall, so wie ihre Aufnahme, sehr merklich auf Sitten, Empfindungen und Sprache wirken müssen.

Man weifs, was die Alten der Musik für auferordentliche Wirkungen zugeschrieben haben. Wenn auch das Eine oder Andere Fabel seyn sollte, was uns die griechische Tradition von der Wunder-

derkraft der Tonkunst und des Gesanges überliefert hat; so läßt es sich doch nicht widersprechen, daß die Natur zwischen dem Gehör und dem Herzen eine immer rege, immer thätige Verbindung gestiftet hat. Hierin liegt ja das Wichtigste der ganzen Operation aller vernehmlichen Töne, sowohl in der Musik als in der Sprache. Durch diese Verbindung erhält die Musik eine besondere Beziehung auf das Herz und die Leidenschaften. Und darum sollte sie auch mehr als alle andern Künste, durch die Weisheit der Volksführer, der Staatsregenten, geleitet werden. Bei dem bessern Theil der Griechen war auch eben darum die Musik ein Gegenstand der Gesetze. Bei der Erziehung wurde sie als eines der wirksamsten Mittel zur Bildung der Gemüther gebraucht. Ueberhaupt verstanden es die Alten, am meisten und besten aber die Griechen, alle Künste so zu ge-

brauchen, daß sie Quellen des gemeinen Wohls wurden, und die Sitten verfeinern und befördern halfen. Daher sagte auch jener Römer, was er besser hätte von den Griechen sagen können: *Nullam majores nostri artem esse voluerunt, quae non aliquid reipublicae commodaret* *). Plato scheute sich nicht zu behaupten, daß man keine Veränderung in der Nationalmusik vornehmen könnte, ohne zugleich eine Veränderung in der Staatsverfassung zu bewirken. Die Allmacht der Töne konnte nach seiner Meinung die abscheulichsten Laster eben sowohl als die liebenswürdigsten Tugenden in der Seele erwecken. Und Aristoteles, der dem Plato so gerne widersprach, ist doch in Ansehung der Gewalt der Musik über das Herz, und ihres Einflusses auf die Sitten, mit ihm einerlei Meinung.

*) *Servius ad Aeneid. L. VI.*

In einem Freistaat wie die Schweiz, wo auf den Muth und die Tapferkeit des Volkes so viel ankommt, ist es selbst in politischer Hinsicht unerklärbar, wie man die Musik und den Gesang in so tiefen Verfall sinken lassen konnte; da es doch unwidersprechlich ist, daß nichts so sehr zu großen und muthigen Unternehmungen anflammen kann, als Chöre und Gesänge, die mit vielen Instrumenten begleitet, von ganzen Volksversammlungen gesungen werden. Man erinnere sich der großen zu unsern Zeiten beinahe nicht einmal mehr falslichen Wirkungen, welche dergleichen Nazionalmusiken bei den Säkularfesten der Römer hervorbrachten! Und — wenn die Erinnerung nicht zu widrig wäre — was haben die Franken nicht schon alles durch den Gesang bewirkt! Vor der Revolution: wie mancher despotischer Druck, wie mancher Raub, wurde durch

ein Liedchen besänftigt! — Nach der Revolution: wie wird nicht das Volk in den Städten, auf dem Schlachtfeld, in den Schauspielhäusern, bei den öffentlichen Feierlichkeiten, durch Nazionalgesänge und Musik zu Thaten angefeuert, ermuntert, begeistert! So sagt man, daß der bekannte Marseiller Marsch den fränkischen Heerführern mehr als eine Armee von hunderttausend Mann genutzt haben soll! —

Auch die Schweizer hatten ehemals einen Nazionalgesang von außerordentlicher Wirkung. Ich sage ehemals. Denn seitdem das Volk durch lange und wiederholte Entfernungen vom vaterländischen Boden seine vormalige reine Einfachheit verloren; seitdem der Handelsgeist auch sogar den Muth und die Tapferkeit des Volks zu einem Zweig des Staatsverkehrs herabgewürdigt hat; hat auch der alte Schweizergesang, der unter der

schönen Benennung Kühreigen oder Kühreichen bekannt genug ist, seine Kraft verlohren. Dieser Gesang wirkte ehemals so stark auf die Schweizer, daß es den in fremden Sold stehenden Truppen bei Todesstrafe verboten wurde, ihn im Auslande zu singen; weil schon die ersten wenigen Töne sie so hinrissen, daß sie in Thränen zerflossen, und entweder die Desertion oder den Tod suchten. So sehr erweckte dieser Gesang die brennende Begierde der Wiederkehr in das geliebte Vaterland. Wer die Melodie des Kühreigen s kennt, der wird sich billig wundern, daß sie solche starke Wirkungen hervorbringen konnte. Aber es war hier nicht so sehr die Musik, als vielmehr die Erinnerung an den fröhlichen Zirkeln, in welchen man diese Töne ehemals gehört; an den Brüdern, Freunden, Kameraden und Schönen, die man zurück gelassen; und liefse sich eine noch

albernere Melodie als die des Kühreigens denken, auch sie würde in den nehmlichen Fällen das Nehmliche gewirkt haben. — Aber immer bleibt doch die Musik das Vehikel, wodurch diese Erinnerung erweckt, diese Empfindungen erzeugt werden konnten; und schon von der Seite sollten die Volksführer, wenn sie Kenntniss des menschlichen Herzens und der Leidenschaften verrathen wollten, die Tonkunst und den Gesang, als sehr kräftige Mittel zu grossen Volksbewegungen, zu veredeln und zu vervollkommen suchen. —

Man hat hier freilich im Winter auch ein Liebhaberkonzert, wo sich die Söhne und Töchter der reichen Kaufleute im Singen und Spielen gerne bewundern lassen. Aber dies ist mehr eine Sache des Tons und der Mode, als des Geschmacks. Mehr Sache des Luxus als des Kunstgefühls. Und anstatt sich an die Meister-

stücke unserer Händel, Hasse, Graun, Mozart, Naumann, Haydn und andere zu halten, verwildert man den Geschmack durch allerhand Opern von unbekannten Tonsetzern, die eben so buntschäckig als gefühllos singen. Die Folge davon ist: daß der Geschmack nie die rechte Richtung gewinnt; daß man die Musik nur zum Zeitvertreib, oder aus Ostentation treibt; und daß die Spieler und Sänger eben so wenig fühlen als die Hörer. So hörte ich vor ein paar Abenden einen jungen Mann ein Rezitativ und eine Aria di bravura ablesen, mit einer Trockenheit, mit einer Monotonie, daß das Bravorufen und Händeklatschen der umstehenden Verwandten — so ungeschickt es auch angebracht war, und so sehr ich in dem ersten Augenblick darüber erstaunte — mir doch eine wohlthätige Erholung war, denn ich fand doch wenigstens die Wärme der An-

hänglichkeit darin. — Ueberhaupt sehe ich nicht ein, warum man in ein Liebhaberkonzert, wie das z. B. wovon ich itzt rede, eben den Stolz haben muß, große seriöse Opern aufführen zu wollen? Sie sind nicht nur über die Sphäre der sogenannten Dilettanten von der gewöhnlichen Art; sondern sie müssen auch durch den Mangel der Dekoration, der Aktion u. s. w. — diese so nöthigen Hülfsmittel, um den Unsinn der meisten Operntexte erträglich zu machen — sehr verlieren, und können nie etwas Ganzes werden. Was jener Reisende von dem kolossalischen Ballspiel der Italiener sagte, das kann man von dieser musikalischen Extravaganza sagen: *per un gioco è troppo, e per una battaglia è poco.* —

In wie ferne der Verfall der Musik und des Gesangs in dem Karakter und der Empfindungsart der Schweizer sichtbar ist, das werden diejenigen am leicht-

testen beurtheilen können, die einmal Gelegenheit hatten, oder sie noch haben werden, einen Schweizer neben einem Italiener, Engländer, Franzosen oder Deutschen zu stellen. Der Kontrast kann nicht anders als sehr auffallend seyn. Zwar möchte das Rohe, Harte, Herbe und Eckigte — wenn es nicht gar zu derbe kommt — als alte reine Schweizer-einfalt noch immer hingehen. Aber daß der Schweizer kriecht, wo andere fliegen; daß er kaum warm wird, wo andere brennen; daß er im Ganzen mehr ungestüm als sanft, mehr ernsthaft als munter, mehr traurig als frölich ist; daraus wird man doch hoffentlich nicht das freie Spiel der Nerven, den raschen Lauf des Bluts, und die aus beiden entstehende Lebhaftigkeit und Feinheit der Empfindungen beweisen wollen, welche den Völkern, die den Gesang und die Tonkunst lieben, so eigen sind? — Und

wie? Sollte die barbarische Sprache der Schweizer nicht auch eine Folge des tiefen Verfalles seyn, worin Musik und Gesang in diesem Lande gesunken sind? Würde das Ohr eine Mundart wie die Schweizerische ertragen können, wenn es an der bezaubernden Harmonie eines Cimarosa, eines Mozarts, oder an den Silbertönen einer Todi, einer Mara gewöhnt wäre? Finden wir nicht, daß die Nationen, die ehemals den Gesang am meisten kultivirten, so wie die, welche noch itzt am schönsten singen, z. B. die ehemaligen Griechen und Römer, so wie die heutigen Italiener, die schönste, sanfteste, gebildeteste Sprache haben?

Doch ich breche hier ab. Ein Musikverständiger, der einmal die Schweiz in musikalischer Hinsicht durchreis't — und in der That, ich wundere mich, daß dieser reichhaltige Gegenstand den arbeit-

samen Panegirikern der Schweiz so ganz entgangen ist, und daß der Eine oder Andere in einem Anfall von Posaunenlust, oder aus Dankbarkeit für die eingehauchte Schweizerluft, nicht schon längst eine musikalische Schweizerreise herausgegeben hat. — Ein Musikverständiger, sage ich, mag diese zufälligen Bemerkungen — wenn er sie würdig findet — aufnehmen, und sie weiter ausführen. Es wird ihm nicht schwer fallen, Resultate herauszubringen, die für den Beobachter des sittlichen Charakters der Schweizer von großer Wichtigkeit seyn werden.

Indessen, obgleich die Züricher — so wie die meisten Schweizer — eben keine musikalische Seelen haben; so haben sie doch einige einträgliche Fabriken, wovon ich Sie nächstens unterhalten werde.

Leben Sie wohl!

Neunter Brief.

Zürich.

Es macht mir kein geringes Vergnügen, Ihnen sagen zu können, daß ich unter den Bewohnern dieses Freistaats einen merkantilischen Fleiß und eine Betriebsamkeit bemerkt habe, die man an andern Orten vergebens suchen würde. Handel und Fabriken, besonders die Verfertigung der Musseline und anderer baumwollenen Waaren, haben einen Grad von Vollkommenheit errungen, der den betriebsamen Zürichern eben so sehr

zur Ehre gereicht, als die daraus erwachsenden beträchtlichen Vortheile sie für ihre Bemühungen reichlich belohnen. Es ist in der That keine geringe Beruhigung, ganze Städte und Dörfer zu sehen, die den Wohlstand worin sie leben, ihrem Fleiß, ihrer Indüstriie und ihrer Arbeitssamkeit nur allein verdanken.

Man muß erstaunen, wenn man die schnellen Fortschritte beobachtet, die der Handel, die Gewerbe, und alle Arten mechanischer Künste — wenn ihnen keine Machtsprüche, keine Blutigel und keine Maitressen entgegen arbeiten — in kurzer Zeit machen können *). Denn eigentlich kann man das Emporkommen

*) Das was ich hier von dem Wohlstande der Fabrikanten sage, soll indessen meine Bemerkungen im sechsten Briefe nicht widerrufen. Es wirds auch bei Sachverständigen nicht einmahl können. Denn hier ist die Rede von Zürich,

der Fabriken, der Indüstri und des Handels im Kanton Zürich, nur von dem Anfange dieses Jahrhunderts anrechnen; um welche Zeit die Religion — die ihren Zweck, Frieden unter den Kindern der Erde zu stiften, schon oft verfehlt hat — viele französische und italienische Familien ihr Vaterland zu verlassen nöthigte; die sich denn hieher flüchteten, hier Schutz suchten und auch fanden. Dafür brachten sie aber nicht nur ihre Reichtümer, sondern auch ihren Fleiß und ihre Arbeitsamkeit mit ins Land. Sie unterrichteten ihre Beschützer im Seide- und Baumwollspinnen und Weben, welche Kunst die Züricher itzt in so großer Vollkommenheit treiben.

Winterthur und ein paar Dörfern, die dicht an der Stadt liegen. Dort hingegen war die Rede vom ganzen Kanton. Von der Menge die durch den Druck einiger Begünstigten leidet.

So sehr ich indessen den Flor der Züricher Fabriken bewundere, und so sehr ich mich über den Wohlstand freue, der in Zürich und in einigen andern Orten des Kantons so sichtbar ist; so bin ich doch bei weitem nicht geneigt, diesen Flor der Fabriken, diesen Handelsgeist und diese Reichthümer, als das *Summum bonum* irgend eines Volkes, am wenigsten aber eines freien Volkes zu betrachten. Ich wollte wohl behaupten, daß die meisten Fabriken, besonders aber solche, die nur dem Luxus und der Prachtliebe der Uebermüthigen fröhnen, in einem Freistaat eben so nachtheilig als gefährlich sind. Die Republik ist in der That sehr übel gegründet, deren Existenz von der Gnade einiger Fürsten, von der Mode, oder von der Konkurrenz einiger Nebenbuhler abhängt. — Wie? Wenn ein anderes erfindsameres Volk endlich die Kunst entdeckt, die

nehmlichen oder ähnliche Waaren schöner, besser und wohlfeiler zu verfertigen? — Oder, wenn die Mode oder die Laune der Vornehmen auf ganz andere Zeuge verfallen? — Oder, wenn einige nahe oder fern wohnende Fürsten den schweizerischen Waaren den Eingang in ihre Länder schlechterdings versagen?? Wie will man alsdann zwischen sechs- und siebenzig tausend gemeine Arbeiter, die alle Woche richtig verzehren, was sie erwerben, vom Mangel, vom Bettelstabe retten? Wie will der in Gold schwimmende Fabrikant seine Ueppigkeiten fortsetzen? — Wird man in solchen Fällen das Volk glücklich schätzen, das den nützlichen, den wohlthätigen Feldbau vernachlässigt und sich auf die Künste des Luxus und der Moden verlassen hat? Wird man die Weisheit der Regierung preisen, die die wahre Glückselig-

seligkeit ihres Volkes nicht besser gekannt, nicht getreuer bewahrt hat? —

Auf solche — leider! nicht so ganz verwerfliche — Vermuthungen, versichern uns aber die schweizerischen Schriftsteller, „dafs die Vorsehung gewifs künftig, „hin, wie bisher, den Fleifs und die Erfindsamkeit redlicher Arbeiter segnen „werde.“ u. s. w. *) Ich weifs nicht, ob in dergleichen blindem Vertrauen, mit Hintansetzung aller von Gott uns verliehenen Vernunft, Vorsicht und Wahl des Bessern, nicht eher Entweihung, als Verehrung des höchsten Wesens liegt. Warum sollen wir denn das Sichere verlassen, und dem Unsichern folgen? Warum sollen wir den Ackerbau vernachlässigen,

*) *Wer wird es glauben? Auch sogar frömmelnde Deraisonnements wie diese, haben den Weg in einer bekannten in Deutschland gedruckten Schrift über die Schweiz gefunden! —*

blos in der Hoffnung, daß die Vorsehung die Arbeiten des Musselinfabrikanten eben so gerne segnen werde? —

Was man mir auch von den schönen steinernen Häusern sagt, womit der Stolz und die Ueppigkeit der Fabrikanten einige nahe an Zürich gelegene Dörfer geziert — oder besser zu sagen — verunstaltet haben; so wird man mich doch nicht bewegen können, darum die Lücken im Feldbau zu übersehen, die man in verschiedenen Gegenden des Züricher Kantons, wie in den meisten fabrizirenden Ländern, antrifft. Es läßt sich schlechterdings nicht behaupten, daß Fabrikarbeit und Feldarbeit in einem Lande und zu gleicher Zeit emporkommen könne. Das Beispiel aller Länder, wo Fabriken im Steigen sind, wie z. B. England, Holland und — *though last, not least in our favour* — die Schweiz selbst, spricht laut dawider. Und wenn man mir eine

oder zwei Ortschaften im Kanton Zürich zeigt, wo beides zusammen besteht, so will ich zehn und mehrere dagegen anführen, wo die Kultur des Bodens völlig danieder liegt. Man reise z. B. von Zürich über Winterthur nach Schafhausen, und betrachte auf den ganzen Weg die Armuth des Landmanns, den traurigen Zustand des Ackerbaues, und die schlechte Kultur des Landes. Oder man gehe nach Altstätten und einigen andern Orten im Grüninger Amt; oder man sehe einmal einer Heuerndte in Wollishofen *) zu, wo einige müssige Bauern ein Bischen elendes dürres Gras bei der Wurzel abmähen, und ihre Sensen auf den harten Erdboden stumpf hauen.

*) Dieses Dorf, wie alle die übrigen hier erwähnten Gegenden, liegen im Kanton Zürich.

Einige schweizerische Schriftsteller *) wollen zwar den Mangel der Kultur durch die Grösse der Dörfer, durch den ungeheuren Umfang und die Entfernung der dazu gehörigen Ländereien u. s. w. entschuldigen. Ich fodere diese Schriftsteller auf, mir in der Schweiz, und besonders im Kanton Zürich, so grosse, beträchtliche und weitauseinander liegende Güter zu zeigen, als wir in der preuss. Mark, im Holsteinschen, im Mecklenburgischen, im Magdeburgischen finden, und ist der Boden in diesem gesegneten Theil unsres Vaterlandes nicht auf das beste und fleissigste kultivirt? — Aber solche Entschuldigungen können in einem Ländchen wie die Schweiz, das noch dazu in kleinere Kantone von 6, 10, 20, 30 und mehr oder we-

*) Unter andern Herr Rathsherr Hirzel, im dritten Bande des Höpfnerischen Magazins.

niger geographischen Meilen abgetheilt ist, wohl schwerlich im Ernst vorgebracht werden. Als Ironie mögen sie aus dem Munde eines Schweizers auf die Nachlässigkeit und Trägheit seiner Mitbürger vielleicht einige Wirkung haben. Und daher thut der deutsche Gelehrte den Schweizern eben keinen Dienst, der diese Bemerkungen in aller Frömmigkeit nachbetet; und sie als das Kriterion der landwirthschaftlichen Klugheit aufstellt. *) — Dergleichen Bemerkungen, wenn sie im Ernst gemeint, und im Ernst wiederholt werden, beweisen nur, wie sehr unsere Ideen durch die Gegenstände, die uns umgeben, oder die wir zu fassen gewohnt sind, erweitert, oder eingeschränkt, erhaben oder erniedrigt werden können. Und man kann sichs aus solchen Beispie-

*) *Wie man dieses in einem bekannten Buche über die Schweiz finden kann.*

len deutlich erklären, warum jenes Milbenvölkchen, welches der ehrliche Gulliver auf seinen Reisen antraf, in so unendlich großer Bestürzung gerieth, als es einmal einen Menschen von gewöhnlicher Grösse, Form und Gestalt erblickte. —

Ich muß gestehen, bei dem Mancherlei, was ich schon über die Schweiz, über ihren Umfang, Volksmenge, Regierung u. s. w. in deutschen Reisebüchern gelesen habe, kann ich, wenn ich Vergleichen zwischen der Schweiz und andern Ländern, oder auch nur Städten anstelle, nicht umhin, an jenes unsterblichen Dichters *much ado about nothing* — zu denken. Wie sehr fällt doch der blühende Kanton Zürich ins Kleinliche, wenn man bedenkt, daß die Summe der Bewohner des ganzen Kantons, die ungefähr 170,000 Menschen beträgt, mit ihrem großen und kleinen Rath, mit den

Schultheissen, innern und äufsern Vögten, und dem ganzen Apparatus der senatorischen Würde in einigen Vorstädten der Stadt Wien lebt, und von einigen Distriktskommissarien übersehen wird! — So sieht man die ganze Volksmasse des grossen und so künstlich regierten Freistaats Bern, die ungefähr 350,000 Menschen beträgt — in einem mässigen Theil der Stadt London friedlich beisammen wohnen, und einige von der Regierung bestellte Offizianten und Friedensrichter — ohne sich in das Studium des Machiavels oder des Mazarins zu vertiefen — versehen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit alle ihre Bedürfnisse. — Die Kantone Basel, Solothurn und Schafhausen *) sind in

*) Der Kant.	B a s e l	enthält	37,000 M.
— —	S o l o t h u r n	—	45,000 —
— —	S c h a f h a u s e n	—	30,000 —
Summe der drei Kantone			112,000 M.

der deutschen Reichsstadt Hamburg enthalten. Und die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus *), diese fünf respektablen Republiken und ältesten Mitglieder des eidgenössischen Bunds — bewegen sich in den schönen Strassen Berlins. — Wenn man solche Vergleiche anstellt, so muß entweder die Schweiz in einer sehr bescheidenen Stellung zurück treten, oder wir müssen Wien, London, Hamburg und Berlin mit eben der stupiden Bewunderung betrachten, womit die Otaheiten die Trommel des Capitain Cooks angakten. —

Dafs in einem fabrizirenden Staat die vielen Hände, welche die Fabriken erfo-

*) Der Kant. Uri		enthält 30,000 M.
— —	Schwyz	— 20,000 —
— —	Unterwalden	— 20,000 —
— —	Zug	— 20,000 —
— —	Glarus	— 16,000 —
Summe der fünf Kantone		106,000 M.

dern, dem Ackerbau und der Kultur der Erde entzogen werden, ist ja wohl so auffallend, daß es keines weitem Beweises bedarf. Wem aber auch dieses noch nicht einleuchtend genug wäre, dem sage ich, daß in allen fabrizirenden Dörfern des Kantons Zürich der Fruchtzehnt merklich abgenommen hat und noch täglich abnimmt. Und daraus läßt sich der schädliche Einfluß der Fabriken auf den Ackerbau ja wohl am sichersten beweisen. Die Züricher Regierung läßt sich freilich diesen Verlust gerne gefallen; ja sie giebt sich die Miene, als wollte sie dadurch dem gemeinen Wohl ein Opfer bringen, und lieber ihre Zehnten einbüßen, als dem Fortgang der Fabriken ein Hinderniß in den Weg legen. Aber das ist ein so gewöhnliches, gemeines *Savoir faire*, daß die darunter verborgene Absicht sich der geringsten Beobachtung gleichsam aufdringt. Es ist

zu leicht zu berechnen, dafs die Vermehrung des Fabrik- und Kaufhauszolls den Zehntenverlust sehr reichlich ersetzt. *) —

Nach allem was ich hier angeführt habe, und was ich noch anführen könnte, wenn ich Sie nicht auch mit andern Gegenständen unterhalten wollte, werden

*) Folgender Vergleich zwischen der Einnahme des vorigen und itzigen Jahrhunderts, wird die ungeheure Vermehrung des Fabrik und Kaufhauszolls, deutlich ins Licht stellen:

Im Jahr 1691

wurde an Fabrikzoll eingenommen: 34,498 Pfde.

— — Kaufhauszoll — — 5,313 —

Im Jahr 1786

wurde an Fabrikzoll eingenommen: 159,117 Pfde.

— — Kaufhauszoll — — 14,185 —

Und im Jahr 1794 betrug Ersterer nahe an zwei hundert tausend Pfunde, und Letzterer zwischen 4 und 25,000 Pfunde. Man schlage hierüber das Höpfnerische Magazin nach.

Sie sich mit mir von der unumstößlichen Wahrheit überzeugt fühlen, daß der Flor der Fabriken den Ackerbau unterdrückt. Aber ich gehe noch weiter. Ich bin der festen Meinung, daß der Handel und die Fabriken, besonders die Letztern, die Sitten verderben und der Bevölkerung schaden. Ich zweifle zwar nicht, daß dieser Satz, besonders in Rücksicht auf Bevölkerung, vielen Widerspruch finden wird. Aber desto besser. Widersprüche leiten den Weg zur Wahrheit. — Und ich werde mich dadurch um so mehr gestärkt fühlen, meine Meinung mit aller überzeugenden Kraft, welche Erfahrung und Bemerkung mir darbieten, zu behaupten.

Nur itzt gleich bin ich nicht zu diesem Kampf geschickt, weil ich im Begriff bin, Zürich zu verlassen, und meine Reise nach Bern anzutreten. Ich habe

ohnehin noch verschiedenes von Zürich
nachzuholen, welches zwischen hier und
Bern geschehen soll. Verlassen Sie sich
auf mein Wort, mein Freund! Ich werde
mich gewiß stellen, und meine Sache
wie ein Mann verfechten.

Ich bin etc. etc.

Zehnter Brief.

Lenzburg

auf der Straſſe nach Bern.

Hier in diesem kleinen Landstädtchen, das sonst nichts Empfehlendes hat, als seine Ruhe, seine Stille und seine anspruchslose Mittelmäßigkeit; das noch keiner von den Matadoren, die so viel Schönes über dieses Land geschrieben, würdig gehalten hat, durch ein einziges Wörtchen mit in die Unsterblichkeit aufzunehmen: — hier will ich mich sammeln! Und wenn Sie sich darüber wundern und der phlegmatischen Laune spot-

ten, in der ich mich hier verweile, in-
deß andere auf den Flügeln der unbe-
gränztsten Erwartung nach Helvetiens
Athen *) eilen; — so sag ich Ihnen,
was jener Römer den Abgeordneten des
Senats sagte, als sie ihn zu ihrer Ver-
wunderung an seinem Heerd fanden:
Nam et hic dii sunt.

Ich habe Ihnen vieles zu sagen. „Ich
meyne nicht Vieles, sondern Viel.“ Aber
zuerst sollen Sie mit mir den alten Grund
betreten. Ich will hier meinen vorigen
Satz vertheidigen. Ich meyne den Satz:
„dafs Handel und Fabriken, besonders
„die Letztern, die Sitten verder-
„ben und der Bevölkerung schaden.“
Mir ahndets, dafs ich auch Sie unter
den Fechtern wider diese Meinung fin-
den werde. Immerhin! Mit Männern,
die wie Sie mit so schönen Waffen fech-

*) Bern.

ten, da ist der Kampf eine Schule des Scharfsinns und der Erleuchtung.

Dafs der Handel und alle Plusmacherei das Herz einengt, die Seele zum Erhabenen, Grofsen und Schönen, wo nicht ganz unfähig, doch stumpf und träge macht; den Menschen von der Gesellschaft gleichsam losreißt, indem die Liebe zum Gewinn ihm seinen eigenen Vortheil als etwas so Vorzügliches darstellt, dafs er alles was dem gesitteten, gebildeten und gesellschaftlichen Wesen theuer ist, darüber zurücksetzen mufs: — das ist wohl eine ziemlich allgemein anerkannte Wahrheit. Wie es aber in dem Gehirn und in der Seele eines Menschen aussehen mufs, dessen ganzes Leben ein beständiges Gewebe von Pfennigmacherei ist, das brauch' ich Ihnen, der Sie genug im innern Menschen lesen, nicht erst zu erklären. Mit dem immer zunehmenden nicht zu erlöschenden Durst nach Gold,

mufs endlich jede edle Emulation, jeder Trieb sich — auſser dem Vorzug des Reichthums — auf eine rühmliche Art auszuzeichnen, dahinwelken. Und es kann gar nicht fehlen, daß nach und nach jene Taubheit der Empfindungen, jener Seelentod erfolgen muß, von welchen Sallust sagt: *Vitam silentio transeunt veluti pecora.* —

Man sehe sich einmal in den vorzüglichsten Handelsstädten von Europa um, und untersuche, ob man nicht mehr Gold als Tugend, mehr Geiz als Großmuth, mehr Schwelgerei als Mäßigkeit, mehr Stolz als Bescheidenheit, mehr Kopflösigkeit als Bildung, mehr Irrthum als Wahrheit darin findet. — — Was man von der Geisteskultur, von der Aufklärung der Engländer auch immer sagen mag, es wird nicht schwer seyn zu beweisen, daß Wahrheit und Tugend, Künste und Wissenschaften, in eben dem

Ver-

Verhältniß bei ihnen gesunken sind, als Handel, Reichthum und Ueberfluß sich empor gearbeitet haben. Die Goldminen von Peru und Mexiko haben den Verfall der Spanier bewirkt *), und das nehmliche Metall, mit den nehmlichen Verbrechen aus Indien geholt, sollte bei den Engländern nicht das Nehmliche wirken? — Glauben Sie es mir, mein Freund, die heftigsten Anstrengungen eines Volkes, sich auf Kosten eines andern zu bereichern, sind gewöhnlich nichts anders, als die Vorschritte seines eigenen Verfalls.

Wer sind denn die heutigen Gelehrten der Engländer, die — ich will nicht sagen, auf die Nachwelt kommen

*) *Wer sollte es von den heutigen Spaniern glauben, daß ihre Voreltern einen Lucian, Martial, Quintilian, einen Lopez de Vega und Cervantes erzeugt haben?* . . .

werden — die nur die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erwecken können? Kann ich nicht — ich spreche von den Zeiten, worin wir itzt leben — kann ich nicht für jeden gelehrten Engländer sechs deutsche Gelehrte von verschiedenem Range aufweisen? In den Zeiten, da unter den Engländern Vernunft und Bildung gangbarere Münze waren, war das Gold theurer. In den Zeiten der Newton, Hume, Locke, Shakspeare, Milton u. s. w. konnte der Minister noch an keine Anleihen von vier und zwanzig Millionen Pfund Sterling für die Bedürfnisse eines einzigen Feldzuges denken. — Die Engländer sind bei all' ihrem Streben nach Reichthümern, bei all' ihrem Geiz selbst so sehr überzeugt, daß der Ueberfluß des Goldes der Geisteskultur schadet, oder umgekehrt, daß die Wissenschaften neben der Mäßigkeit am besten gedeihen, daß es ein

bekanntes Sprichwort bei ihnen ist:

Where money is scarce, learning is cheap.

Und dies bestätigt sich auf eine sehr auffallende Art in Schottland, wo man weniger Geld, aber weit mehr Verstand, Bildung und Gelehrsamkeit als in England findet. Denn ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dafs die berühmtesten Gelehrten, besonders in der Geschichte, in der Rechtskunde u. s. w., die unter dem Namen Engländer gehen, geborne Schottländer sind. Ich darf z. B. nur einen Hume, einen Smollet, einen Robertson, einen Mansfield nennen, um die Superiorität der ärmern Schottländer, über die in Gold schwimmenden Engländer, in Ihr Gedächtnifs zurück zu rufen.

Freilich setzen die Engländer neben dem Robertson, itzt auch ihren Gibbon. Aber ich glaube, dafs es keinem, welcher beide Schriftsteller genau gegen einan-

der zu vergleichen und zu schätzen im Stande ist, einfallen wird, dem Gibbon eine so lange Existenz bei der Nachwelt zu versprechen, als Robertson ohne Widerspruch geniessen wird. — In Ansehung der Philosophie und der Wahrheit — zwei so wichtige Eigenschaften des Geschichtschreibers — wird man Robertson wohl nicht unter Gibbon setzen wollen. Aber — ich höre es schon — in Rücksicht des Stils, der schönen hinreißenden Sprache, der himmlischen Harmonie seiner geründeten Phrasen, will man den Engländer über den Schottländer erheben. Nun, und ich wollte es allenfalls wagen, eben dieses gesuchten Stils, dieser musikalischen Sprache, dieser bezaubernden Harmonie wegen, dem Ruhme Gibbons eine weit kürzere Dauer, als dem des Robertson zu weissagen. Und das aus folgendem Grunde.

Dieser schöne, glatte, gekünstelte Stil des Gibbons, der immer auf der Folter der äußersten Anstrengung gestreckt liegt, ist der sicherste Beweis von dem Verfall der Wissenschaften, und von dem durch Luxus und Schwelgerei entnervten Geisteszustand der Engländer. Nicht stark genug, einer Reihe von philosophischen Betrachtungen, der Wahrheit zu Liebe, nachzufolgen, müssen ihre Schriftsteller um die Aufmerksamkeit — die nur für triviale Gegenstände geneigt ist — zu reizen, eine weichliche, dem Philosophen so fremde Musiksprache zu Hülfe rufen. Gibbons Geist, Wahrheit und philosophischer Blick, ohne den süßen Zauber- gesang seiner Phrasen, würden bei dem Orientalismus der heutigen Engländer weder Verleger noch Leser gefunden haben. — Die Belohnungen, welche die neuern englischen Schriftsteller für ihre Werke erhalten, werden ihnen nicht nach

ihrem Verdienste — denn wer könnte in dieser Hinsicht die Belohnung eines Gibbons bestimmen? — sondern nach dem mehr oder weniger angenehmen Kitzel zugewogen, den sie einigen litterarischen Wollüstlingen zu verschaffen wissen. — Sollten nun einmal mit der Ebbe des Goldes und der Ueppigkeit die Kultur und der so sehr erschlaifte Geist der Engländer sich wieder erholen; so ist ja wohl nichts gewisser, als dafs die künftigen Engländer diejenigen Schriften am geschwindesten zu vergessen suchen werden, die so demüthigende Erinnerungen an die Weichlichkeit ihrer Voreltern mit sich führen. —

Wohl uns Deutschen, dafs wir noch zur Zeit Nerv genug haben, den tiefen, starken Sinn eines Kants in seiner männlichen, gedrängten, philosophischen Sprache verdauen zu können! Von dem Augenblick, da jener Stil auch unter uns

anfangen wird, von dem Augenblick wird auch unsere Erschlaffung anfangen. —

Doch, ich vergesse beinah, daß ich nicht von den Engländern, sondern von den Schweizern mit Ihnen reden soll; und ich kehre also zu diesen wieder zurück.

Wie sehr die in der Schweiz befindlichen Fabriken den Sitten der Schweizer gefährlich sind, das haben andere Schriftsteller, die vor mir geschrieben haben, schon mit so großer Fähigkeit dargethan, daß ich nicht so arrogant bin, etwas hinzufügen zu wollen. Indessen erinnere ich Sie hier nur noch an die Leichtigkeit des Erwerbs; an die beständige, allen Wohlstand beleidigende Gemeinschaft der beiden Geschlechter in den Arbeitsstuben der meisten Fabriken; an den zu genauen Verkehr des Landmanns mit dem Städter, und der daraus fließenden Vertraulichkeit mit seinen Ueppigkeiten; an die Abnei-

gung der Fabrikarbeiter gegen alle schwere und nützlichere Feldarbeiten; an den Hang zur Verschwendung, zur Weichlichkeit, zur Liederlichkeit, die Gefährten des schnellen Erwerbs. Nehmen Sie noch hierzu, daß die ausgelassensten zum Aufruhr geneigtesten Menschen unter den gemeinen Arbeitern in den Fabrikstädten am häufigsten gefunden werden. Die Städte Birmingham, Manchester, Sheffield, Nottingham und Leeds machen in unruhigen Zeiten dem englischen Minister mehr zu schaffen, als alle drei Königreiche zusammen genommen. Die wenigen Seidenweber, die in einem gewissen Distrikt von London arbeiten, der unter dem Namen Spittal Fields bekannt ist, haben dieser Stadt schon mehr als Einen Aufruhr verursacht, und haben sich immer als die wildesten Theilnehmer jeder Unruhe bewiesen. Genf, der Sitz der mechanischen

Künste und der Erfindsamkeit, der Gegenstand des Neides so vieler fabrizirender Städte, wird von Revolutionen, von Empörungen und innern Unruhen zerrissen.

Diese Bemerkungen werden Sie ohne Zweifel alle selbst schon gemacht haben, und sie werden nicht wenig zu Ihrer Ueberzeugung von dem gefährlichen Einfluß der Fabriken auf die Sitten eines jeden Volkes beitragen. Mich haben sie außer dieser Ueberzeugung in Rücksicht auf den Kanton Zürich, auch noch auf den Gedanken geleitet, daß eine Masse von 60 bis 70,000 gemeiner, zur Liederlichkeit, zur Schwelgerei und zur Unruhe geneigter Fabrikarbeiter, in einem Freistaat wie dieser, der in allem nur 170,000 Menschen enthält, ein in manchem Betracht gefährlicher Stand ist. — So gefährlich, daß dessen tägliche Vermehrung mit der gerühmten Weisheit der Züricher Regie-

rung nicht leicht zusammen gereimt werden dürfte. — Und nun noch ein paar Worte von dem Einfluß der Fabriken auf die Bevölkerung!

Es ist ein allgemeines Vorurtheil, daß Handel und Fabriken die Volksvermehrung befördern. Dieses rührt daher, weil in einem handelnden und fabrizirenden Staat ein großer Zusammenfluß von Fremden und Gewerbetreibenden Menschen ist. Alles lebt, alles bewegt sich; und wir glauben mit Grund schließen zu können, daß da, wo viel Leben und Bewegung ist, auch viel Volk seyn muß. Wenn wir aber die Mortalitätstabellen in den meisten Fabrik-Städten nachschlagen, so finden wir, daß die Gestorbenen die Gebornen bei weitem übersteigen *). Dieser Abgang wird um so weniger be-

*) Im Kanton Zürich besonders hat sich diese traurige Erfahrung seit mehrern Jahren bestätigt.

merkt, weil der Zufluss von Fremden seinen ungestörten Fortgang behält, und weil die Sterblichkeit am häufigsten den arbeitenden Theil trifft, der ohnehin auf den Strassen nicht bemerkt, und folglich nicht vermisst wird; und der durch seine bewegungslose Lebensart, durch das Einhauchen der unreinen und ungesunden Stubenluft, und durch sein unregelmäßiges Leben, ein Opfer des elenden Interesses einiger goldgierigen Fabrikanten und Kaufleute wird. — Ich will mich hier nur auf Zürich einschränken, und die Volksmenge der vergangenen Jahrhunderte, da die Fabriken noch in ihrem Beginnen waren, mit der heutigen Volksmenge, da Handel und Fabriken in ihrem höchsten Flor sind, vergleichen.

Im Jahr 1529 *) betrug die Volksmenge des Kantons Zürich 76,229 Menschen.

*) Die *Waserschen Tabellen* liegen hier zum Grunde.

Die Reformation hatte einen so wohlthätigen Einfluß auf die Bevölkerung, daß die Anzahl der Bewohner des Kantons in weniger als einem Jahrhundert sich beinahe verdoppelte. Denn im Jahr 1610 war ihre Summe schon auf 143,990 Seelen gestiegen. Damals waren aber Handel, Fabriken und mechanische Künste von sehr geringer Bedeutung. In der letzten Hälfte des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts kamen sie erst in Aufnahme; und man kann sagen, daß die Fabriken itzt den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben. Wäre es nun gegründet, daß der Handel und die Fabriken die Volksvermehrung befördern; so müßte nach einer sehr geringen Berechnung, im Jahre 1790 die Volksmenge des Kantons Zürich 516,139 Menschen betragen haben. Ich sage nach einer geringen Berechnung. Denn nach einer genauern, als ich für meinen

Zweck nöthig hielt, würde sie über 600,000 betragen müssen. Nun zählt aber der Kanton Zürich bekanntermassen nur 170,000 Menschen. Wenn ich nun auch noch annehme, daß epidemische Krankheiten, Hungersnoth, Theurungen und Auswanderungen im vorigen und itzigen Jahrhundert dem Staat 140,000 Menschen gekostet haben — welches bei weitem nicht der Fall ist — so müßte, wenn die Vermehrung im nehmlichen Verhältniß, wie von 1529 bis 1610 fortgegangen wäre, die Volksmasse doch noch 376,139 Menschen betragen. Nehmen wir nun an, daß der Flor des Handels und der Fabriken die Bevölkerung befördere, so wäre diese Summe noch nicht einmal hinlänglich. Denn die Berechnung, die hier zum Grunde liegt, paßt nur für den unschuldigen handelslosen, nicht für den reichen, fabrizirenden Staat. — Aber dieses Steigen der Fabriken, dieser zunehmende

Reichthum und Ueberfluß, sind so weit entfernt — wenigstens im Kanton Zürich — einen wohlthätigen Einfluß auf die Volksmenge zu äußern, daß dieser Staat anstatt 376,139 in allem nur 170,000 Menschen zählt.

Ich weiß wohl, daß man in gewissem Betracht die Unmöglichkeit einer solchen fortschreitenden Vermehrung durch den eingeschränkten Raum des Kantons selbst erweislich zu machen suchen wird. Man wird sagen, daß der Flächenraum des Kantons Zürich eine so ungeheure Menschenmasse schwerlich fassen könne. Ich will diesen Einwurf nicht ganz verwerfen. Eben so wenig wird man aber von mir verlangen, daß ich die heutige Züricher Volkssumme als das *non plus ultra* ihrer Vermehrung anerkennen soll. Es würde schwer zu beweisen seyn, daß der Staat, der 170,000 Menschen faßt, nicht auch 200,000 Menschen und dar-

über fassen könnte. Ferner würde jene Einwendung die Wahrheit meiner Bemerkung doch nicht umstossen können: daß die Vermehrung von 1610 bis 1790, da Handel und Fabriken im Flor waren, so äußerst geringe ist, daß sie mit der Vermehrung von 1529 bis 1610, da Handel und Fabriken von keiner Bedeutung waren, auf keine Weise verglichen werden kann. Denn von 1529 bis 1610 hat der Staat 67,761 Menschen gewonnen, und von 1610 bis 1790 in mehr als dem doppelten Zeitraum, hat die ganze Vermehrung der Volksmasse nur 26010 Menschen betragen.

Die Vertheidiger der Fabriken mögen nun dieses ihrer Theorie so ganz widersprechende Defizit erklären. Und bis diese Herren mich überführt haben, daß die Volkssumme eines Staats gewinnen und ihre Anzahl sich zu gleicher Zeit vermindern könne — will ich den itzt so

auffallenden Abgang in dem Mangel an frischer gereinigter Luft, in das bewegungslose eingesperrte Zusammenessen, in dem Genuß schwerer und zu nahrhafter Speisen, in dem Gebrauch des Kaffees, des Brantweins und anderer hitziger Getränke, in der Schwelgerei und dem ganzen Heere der Ausschweifungen suchen, die vom Luxus, vom Reichthum und Ueberfluß unzertrennlich sind.

Leben Sie wohl!

Eilfter

Eilfter Brief.

Lenzburg

auf der Straſſe nach Bern.

Ich bin noch immer hier, und werde mich wahrscheinlich noch einige Tage hier verweilen. Ich bin so gerne unter Menschen, die das sind, was sie sind; und die nicht durch ein ängstliches und lächerliches Seynwollen den schönsten, besten und kräftigsten Theil ihrer Existenz weghauchen.

Gleichviel, wie hoch sich der Betrag ihres Wesens ersteigt. Wenn sie einem nur reine unverfälschte Natur zeigen; so

läßt sich doch noch immer was daraus schöpfen. Ja mehr, weit mehr, als aus den gewöhnlichen erbärmlichen Kompositionen, die in den Zirkeln der ersten Häuser eine so brillante Rolle spielen. — Das *drink deep, or none at all*, welches Pope in Rücksicht der Gelehrsamkeit empfiehlt, kann man in Ansehung der Bildung und der Aufklärung nicht laut genug ausrufen. Ich kenne nichts so abgeschmacktes, nichts so ekelhaftes, als diese halbgebildeten, halbaufgeklärten raisonnirenden — Narren, die in den Häusern *comme il faut* so gäng und gebe sind. Ueberall stellen sie sich an der Spitze des Gesprächs; überall winden sie den Faden der Unterhaltung den Besserunterrichteten aus den Händen. Und nichts, als das unverdienteste Mitleid ist es, das sie auf der Höhe figuriren läßt, welche ihre dumme Insolenz einzunehmen wagt. — Denn, wer weiß es nicht,

dafs eine einzige gedachte Replik hinlänglich wäre, ein solches kümmerliches Wesen in den tiefsten Abgrund zu schleudern? — Aber, so wie Unwissenheit und Unverschämtheit immer zusammengehen, eben so sind wahres Verdienst und Bescheidenheit unzertrennlich. Und daher kommt es eben, dafs die Erstern im Angesicht der Letztern so ungestraft ihren Unfug treiben können. —

Da lob' ich mir meinen Wirth, — der so anspruchslos ist, wie das Städtchen, das er bewohnt. Er ist der wahre Naturmensch, ganz nach dem Ideal des Genfer Philosophen. „Sein Herz ist in immerwährendem Frieden; sein Körper in dem Genusse einer beständigen Gesundheit.“ Dabei eine Einfalt, die an das Thierische gränzt, und die auf keine Weise etwas Arges wähen läfst. —

In der schönern Blüthe seines Lebens hat er in den größern Städten der Schweiz

den Lohnbedienten — wie er mich versichert, mit vieler Würde — gemacht. Da war es auch, wo seine Kultur so sehr gewonnen, und wo der beständige Verkehr mit den Vornehmen und Gebildeten, die Lücken seiner vernachlässigten Erziehung so trefflich ausgefüllt hat. — Er hat z. B. in den Jahren seiner Wanderungen die französische Sprache acquirirt, die, wie er sagt, ihm in seinen jetzigen Beruf — besonders seit der französischen Revolution — sehr erspriefsliche Dienste leistet.

Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, daß seine Kenntniß in dieser Sprache sich bloß auf solche Phrasen einschränkt, die den Stand der Dienstbarkeit bezeichnen. So hab' ich vor der Hand noch nichts anders von ihm gehört, als: *On a servi; je viens tout à l'heure* u. s. w. — und ich kann nicht sagen, daß er mir weniger werth wäre, wenn er mir die

nehmlichen Dinge in seiner Muttersprache sagte. —

Doch ich verlasse hier meinen Naturmenschen, und kehre wieder nach Zürich zurück, wo ich noch das Eine und Andere nachzuholen habe.

Es versteht sich, daß ich den Herrn Heidegger besucht, und seine schöne und kostbare Sammlung von Gemälden und Kupferstichen, besonders aber seine auserlesene und schätzbare Bibliothek gesehen habe, die, wie bekannt, aus den seltensten Büchern besteht, und die dem Geschmack, der Kenntniß und dem Forschungsgeist ihres Eigenthümers zur Ehre gereicht. Ich wollte nicht, daß einem Fremden, der Zürich besucht, die Trägheit und Geschmacklosigkeit, diese Sammlung nicht gesehen zu haben, zu Schulden kommen sollte. —

Schade, daß Herr Heidegger zu Zeiten etwas spleenisch ist, und seine Samm-

lung nicht selten in einer finstern Laune zeigt. Ob ich gleich den glücklichen Moment traf, so war ich doch schon auf die Möglichkeit des Gegentheils vorbereitet; und ich kann nicht sagen, daß dergleichen Ahndungen eben die angenehmsten Vorbereitungen zu einem Geistesmale von der Art wären. — Ich sehe sehr wohl ein, daß ein Mann von Kopf und großem Wirkungskreise nicht immer aufgelegt seyn kann, die beschwerlichen Fragen jedes neugierigen Reisenden mit gleicher Willfährigkeit und Ausführlichkeit zu beantworten. Aber warum entschließen sich die Besitzer solcher kostbaren Sammlungen nicht lieber, einen besondern Aufseher in ihrem Hause zu halten, der für ein geringes Gehalt von etwa 100 Gulden dieses beschwerliche Geschäft übernehmen, und ihnen noch manche andere nützliche Dienste leisten könnte? Und würden die Eigenthümer

für diesen kleinen Aufwand nicht schon durch den Zeitgewinnst allein sehr reichlich schadlos gehalten? Ja, ich glaube, wenn solchen Aufsehern auch gar kein Gehalt ausgeworfen würde, so würden die freiwilligen Geschenke der Fremden sie vollkommen ernähren. Und wäre der Gedanke, verschiedenen Bürgern auf diese Weise einen bequemen und reichlichen Unterhalt zu verschaffen, nicht ein sehr aufmunternder Bewegungsgrund für die Einführung dieser nützlichen Gehülfen?

Dies will ich aber nicht in Beziehung auf Herrn H. gesagt haben; denn, wie ich schon bemerkt habe, ich kann mich der liebevollsten Aufnahme von ihm rühmen. Vielleicht hab' ich es mit der Simplität zu verdanken, in der ich ihm erschien. Ich habe mich nicht als ein deutscher Gelehrter angekündigt, der in der großen Absicht reis't, der Schweiz und — sich selbst — durch seinen For-

schungs- und Bemerkungsgeist in einem neuen eleganten Werke ein ewiges Denkmal zu errichten; — sondern ich habe mich als ein unbedeutender Dilettant, der keines Fürsten Rath, keiner Akademie Mitglied ist, ganz bescheidenlich bei ihm gemeldet. —

So wie ich überhaupt auf meiner Reise durch die Schweiz den pomphaften Ruf eines gelehrten Reisebeschreibers vorsetzlich vermieden habe, und auch künftig vermeiden werde. Weil ich mir weder diktiren lassen will, was ich schreiben soll, noch errathen lassen mag, was ich schreiben werde. — Das Letztere wäre nun bei mir freilich leichter, als das Erstere. Denn ich bin so sehr gewohnt, selbst da, wo man durch Heuchelei sein Glück machen kann, die Wahrheit zu reden, daß ich mich noch weniger würde entschließen können, sie in einem Freistaat mit Aengstlichkeit zu verheimlichen. —

Ich habe so eben meinen Wirth gefragt, wie lange es noch mit dem Mittagessen Zeit habe; und er hat mir auf gut Französisch geantwortet: *vous avez encore une demie heure, Monsieur.* Diese halbe Stunde will ich dazu anwenden, Ihnen eine etwas sonderbare Geschichte zu erzählen, die sich während meinem Aufenthalt in Zürich zugetragen hat.

Der Graf B., ein junger Edelmann — gleichviel aus welchem Lande — entführte eine junge reizende Holländerin von Stande, eine B. v. R., die in ihrem Vaterlande an einem etwas älteren Cavalier, den sie nicht liebte, wider ihren Willen verheirathet war. Das verliebte Paar floh mit der größten Schnelligkeit, und der begünstigte Ritter brachte seinen schönen Raub glücklich nach Zürich.

Aber nur zu kurz und zu rasch-vorüberfliegend waren die Tage der Freuden.

Ein schreckliches Ungewitter zieht sich fürchterlich über das Haupt der Liebenden zusammen! Zwei eiskalte, trockene, bedächtige Rechtsgelehrte aus Amsterdam folgen ihnen auf dem Fusse nach, und kommen schon den nächsten Morgen in Zürich an, und treten in den nehmlichen Gasthof ab *), wo unsere — itzt noch glücklichen — Flüchtlinge nach einer langen, beschwerlichen und ängstlichen Flucht, die ersten süßen, ruhigen Stunden der seligsten Liebe geniessen.

Die beiden schlaunen, gegen alle zartere Eindrücke wohlverwahrten Juristen, erkundigten sich gleich bei ihrer Ankunft nach dem Gegenstand ihrer Jagd, und hören zu ihrer verstockten Freude, daß das arme unbesorgte Wild schon in den Klauen seiner Verfolger liegt. Freuet euch, ihr engherzigen Rechtsklauber, ihr

*) Im Schwerdt,

werdet von den geizigen besorgten Eltern, und von dem alten, von Eifersucht entbrannten Stroh Wittwer, für euren Fang reichlich belohnt werden! —

Es ist unmöglich, mit nachdrücklichen Empfehlungen, mit bessern Vorschreiben und wichtigern Dokumenten versehen zu seyn, als es diese verschmitzten Jäger der irrenden Liebe waren. Sie verstanden *quid juris* zu gut, diese alten Sünder, und waren mit allem, was den sichern Sturz der beiden Liebenden bewirken konnte, bis auf die kleinsten Formalitäten ausgestattet. Ihr erster Weg ist der zum Schultheiß *). Sie eröffnen dem gnädigen Herrn ihr Anliegen, legen ihm alle ihre Papiere und Dokumente vor, und bitten um schleunige Rechtshülfe. Sie finden hier — wie leicht zu vermuthen — eine

*) Die erste Magistratsperson der Stadt Zürich,

günstige Aufnahme; der Schultheiß verspricht ihnen Hülfe, und macht ihnen sogar Hofnung, die junge Flüchtige zu ihren Freunden zurückbringen zu können. Es werden sogleich die nöthigen Verfügungen getroffen, und auf Befehl des Züricher Raths wird der jungen Schönen und ihrem Entführer sogleich — der Hausarrest — *) angekündigt.

Ich muß hier nun eine Episode erwähnen, die sich am Abend vor der Ankunft unsers unglücklichen Paares unterwegs zugetragen hat, und die ich darum bis itzt zurück behalten habe, weil ich glaube, daß sie hier erst ihre völlige Wirkung äußert.

Es war in dem kleinen Munizipalstädtchen Eglisau, vier Stunden von Zürich, wo der Graf und seine Schöne zu Mittag speis'ten. Die junge Dame war

*) Eine komische Strafe für zwei Verliebte. —

schön, und ihr Begleiter schien nicht unempfindlich gegen ihre Reize. Man gab sich freilich Mühe, für ein neuvermähltes Paar zu gelten, das die erste Periode des goldenen Alters der Ehe in einem romantischen Theil der Schweiz hinführen wollte. Allein eine gewisse Furcht, eine Beklemmung, ein unter Liebenden von der gewöhnlichen Art nicht bekannter Geiz des Besitzes, waren hier nicht unbemerktbar. — Es traf sich, daß der Herr Rathsherr X. aus Zürich an eben dem Tage in Eglisau war, und mit einigen Freunden — es ist eine gewöhnliche Ausflucht der Züricher Beau-monde — in dem nemlichen Gasthof speis'te. Herr X. ist ein junger lebhafter Mann, dem selbst seine Feinde keine kalte Gleichgültigkeit gegen das schönere Geschlecht anzudichten wagen dürfen. Ja, sie lassen ihm sogar die Gerechtigkeit widerfahren, daß er kein Laie in den Gängen der Liebe ist. —

Er sah die schöne Ausländerin nicht ohne Entzücken, und freute sich der Möglichkeit, sie vielleicht in Zürich öfter zu sehen. — Freilich ist der Appendix eines jungen begünstigten Gemals — oder noch schlimmer — Geliebten — eben kein aufmunternder Gegenstand für den gallanten Rathsherrn. Aber Herr X. ist Einwohner eines merkantilischen Staats, und tröstet sich auch sehr merkantilisch, „dafs man Waaren, die man nicht aus der ersten Hand haben kann, aus der zweiten nimmt, und sie hier nicht selten um so leichter und wohlfeiler erhält.“ —

Einer glücklichern und schleunigern Erfüllung seiner Wünsche konnte sich noch wohl nie ein Sterblicher rühmen, als heute unserm Rathsherrn zu Theil wurde! — Er ist ein zweiter Cäsar; er kommt, sieht, und — siegt. Wie so? — Das will ich Ihnen sagen. Das junge Paar,

um stiller und unbemerkt zu leben, wünscht vor der Hand in Zürich in einem Privathause zu wohnen. Der Rathsherr hört es; und — wer wird sich wundern? — er bietet den Fremden eine bequeme Wohnung in seinem Hause an, und bittet nur für ein paar Tage im Gasthofe abzutreten, bis die Zimmer zu ihrem Empfang eingerichtet werden können. Das Anerbieten wird von den Fremden mit Freuden angenommen, und alle Drei trennen sich nun, in der angenehmen Hofnung, sich bald näher und fester zu vereinigen. —

Als aber am nächsten Tag das junge Paar durch die schreckliche Erscheinung der beiden holländischen Juristen und einer Züricher Rathsdeputation erschüttert wurde; was war da wohl natürlicher, als daß die Unglücklichen — nachdem sie sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten — zu ihrem neuen, in diesem frem-

den Lande einzigen Freunde, ihre Zuflucht nahmen? Man schrieb dem Herrn Rathsherrn eine Zeile, und bat um seinen schleunigen Besuch. Er kömmt und erfährt nun ihre ganze wahre Geschichte, und die traurige Wendung, die ihre Lage in so wenigen Stunden genommen hat.

Dies war freilich ein bedenklicher Fall. Indessen läßt es doch Herr X. nicht an Trost gebrechen, und er bittet seine bekümmerten Freunde, noch nicht allen Muth sinken zu lassen. Und nun beurlaubt er sich, um von dem Zustande und ganzen Zusammenhange der Sache nähere Nachrichten einzuziehen. —

Hätte ich in diesem Augenblick Gelegenheit gehabt, unsern Rathsherrn dicht wie sein Schatten zu verfolgen; oder wäre mir die Gabe vergönnt — welche keinem Ohr von Fleisch und Blut vergönnt ist — die innere Sprache des Menschen hören

hören zu können; ich bin beinahe überzeugt, daß ich folgendes Selbstgespräch müßte sehr deutlich vernommen haben: — —

Selbstgespräch des Rathsherrn X.

„Hm! ein sonderbarer Fall. — So nah
„am Ziel, Herr Rathsherr, und doch so
„fern? — — (nachdenkend) Aber wie? Läßt
„sich denn hier gar kein Mittel, gar kein
„Ausweg finden? Laß sehen. — — —
„Der Graf ist also nicht ihr Gemal. —
„Bon! — Sie ist an einem andern verhei-
„rathet, und hat, ihrem jetzigen Begleiter
„zu Gefallen, ihren eigentlichen Gemal
„hintergangen, verlassen, verrathen! —
„Bon! Bon! Bon! — Wenn ich die Wei-
„bér recht kenne, so sind sie selten ge-
„neigt, bei dem ersten Fehltritt von
„der Art stehen zu bleiben. — — — Sie
„sündigen entweder gar nicht, oder oft.
„Und was die schöne Baronessin für ei-

„nen Zweiten aus Liebe gethan hat,
„das mag sie für einen Dritten aus
„Leichtsinn, für einen Vierten aus Ca-
„price thun. — Zudem, wer sagt mir
„denn, daß sie diesen Zweiten liebt?
„Kann sie nicht mehr einen Entführer,
„als einen Geliebten in den Grafen
„gesucht haben? (mit großer Lebhaftigkeit)
„Richtig! Richtig, so wahr ich — X.
„heisse! — — Ich glaube sogar, ich ha-
„be so etwas in ihrem Auge gespäht,
„das ein Herz vermuthen läßt, das sei-
„nen wahren Ruhepunkt noch nicht
„gefunden hat. — — Also Muth, Herr
„Rathsherr! Es ist entweder alles, oder
„nichts verlohren! —“

Unterdefs Herr X. so mit sich selbst
raisonnirte, unterliessen die beiden Ju-
risten keine ihrer eifrigsten Bemühungen,
ihr grausames Vorhaben zu befördern.
Und sie erhalten auch wirklich die Ver-

sicherung, dafs in der morgenden Rathsversammlung ihr Anliegen zu ihrer und ihrer Clienten Zufriedenheit entschieden werden soll.

Der grofse Tag erscheint. Ich weifs nicht, ob der Herr Rathsherr X. der Versammlung mit beigewohnt hat oder nicht. Aber das weifs ich, wenn er sie mit beigewohnt, wenn er seinen ganzen Einflufs dabei verwendet, wenn er sie selbst dirigirt hätte, sie hätte für ihn keinen glücklichen Ausgang gewinnen können, als sie wirklich gewann. — Die Entscheidung des grossen Rathes ging dahin:

„Dafs man die Frau von R. wider ihren Willen nicht nach Holland schicken, noch ihr den Aufenthalt in der Stadt Zürich verweigern könne. Dafs man aber dem Grafen, da es klar erwiesen worden, dafs er nicht ihr rechtmässiger Gemal, sondern ihr Entführer sey, den

„Aufenthalt in der Stadt und Kanton Zürich sofort untersagen wolle! — —“

Dieser so ganz unerwartete Spruch wurde den Partheien noch am nehmlichen Morgen angekündigt; und er erhielt auch noch am nehmlichen Tage die pünktlichste Folgeleistung.

Die beiden bedächtlichen verschmitzten Juristen, wie vom Donner geschlagen, mit allen ihren Empfehlungen, Papieren und Dokumenten, noch schwerer aber mit ihrer Bestürzung und tiefstem Mißfallen beladen, traten sogleich — nicht wenig disgustirt — die Reise nach Holland an. Der Graf verließ die Stadt Zürich, und begab sich vor der Hand nach Baden; und — die schöne Gerettete verließ den Gasthof, und zog in das Haus ihres Erretters, des Herrn Rathsherrn X. — Hier wohnt sie itzt. Und es wäre vergebens, in den Gesell-

schaften, Konzerten, auf den Bällen und öffentlichen Promenaden, die B. v. R. ohne ihren Erretter, oder diesen ohne die B. v. R. zu suchen. — —

Meine halbe Stunde ist längst vorüber, und ich habe schon zwei Deputationen aus der Küche erhalten, um mich zu erinnern, daß mein frugales Mittagmal meiner warte. Aber so geht mirs immer, wenn ich mit Ihnen plaudere. Meine Zeit ist alsdann eben so unbeschränkt, als mein Herz unverschlossen ist. — Gerne möcht' ich diese kleine Erzählung noch mit einigen Reflexionen begleiten, die sich mir gleichsam aufdringen. Zum Beispiel: über die Fühllosigkeit und Grausamkeit harter, geiziger Eltern, die ihre Kinder zu Verbindungen zwingen, welche ihrem Herzen und ihrer Neigung zuwider sind. — Dann über die Schwachheit und Albernheit alter abgelebter Wollüstlinge, die sich an junge, rasche Weiber laben

wollen, ohne zu bedenken, dafs nach dem unumstößlichen Gesetze der Natur der Schwächere immer unterliegen mufs. — — Dann über die Leichtsinnigkeit der schönen Holländerin, und über die Gewandtheit ihres Züricher Erretters. — Dann über den traurigen Abzug des Grafen; über die komische Expedition der beiden verschmitzten wohlempfohlne Juristen; über die schnelle und unerwartete Veränderung in den Gemüthern der Richter; und über den oft so äußerst sonderbaren und eccentricischen Gang der Justiz. — — —

Aber ich merke es schon, ich werde diese Reflexionen Ihnen selbst überlassen müssen. Denn indem ich die Feder schon dazu gespitzt halte, tritt mein stattlicher Gastwirth in der vollen Erhabenheit seiner edlen Gestalt vor mir, und sagt mir eben so manierlich als nachdrücklich: *Monsieur, on a servi.* Und da

eine Höflichkeit die andere verdient, so
kann ich nicht umhin, die Feder nieder-
zulegen, und ihm in seiner eigenen zier-
lichen Sprache zu sagen: *Je viens tout à
l'heure! — —*

Zwölfter Brief.

Auf den Namen nach dem.

Ich bin in der Nähe des kleinen Land-
städtchens, von welchem ich Ihnen meine
letzten Briefe geschrieben, mit einem
Häufchen bekannt geworden, die in einem
schönen und bequemen Landhause wohn-
en, und die hiesigen Freuden in einer
erhabenen Ruhe und bequemen Würde
Stille genießen. In diesem Hause schreibe
ich Ihnen diese Zeilen; und ich nehme
es Monplaisir, weil ich keinen Fleck
auf dieser Erde kenne, der sich mit mir
sein Recht so nennen könnte. —

Zwölfter Brief.

Monplaisir

auf der Straſſe nach Bern.

Ich bin in der Nähe des kleinen Landstädtchens, von welchem ich Ihnen meine letztern Briefe geschrieben, mit einer Familie bekannt geworden, die in einem schönen und bequemen Landhause wohnt, und die häuslichen Freuden in einer erhabenen Ruhe und beneidenswürdigen Stille genieſet. In diesem Hause schreibe ich Ihnen diese Zeilen; und ich nenne es Monplaisir, weil ich keinen Fleck auf dieser Erde kenne, den ich mit grösserm Recht so nennen könnte. —

Die Familie besteht aus fünf Personen, Vater, Mutter und drei erwachsenen hübschen Töchtern. Ich halte diese Bekanntschaft für die angenehmste auf meiner ganzen Reise. Darum besuche ich diese Familie auch täglich; und ich genieße Freuden in diesem schönen Zirkel, wovon man, ohne Entheiligung, mit einem Städter gar nicht reden kann. —

Dieses Haus wird mich auch noch einige Tage hier festhalten. Was liegt mir daran, wie früh oder wie spät ich die Weisheit des Berner Staats bewundere? Es ist eine verdrießliche Arbeit, die Schritte der Volksbeherrscher zu verfolgen und zu beobachten. — Denn nach langen Beobachtungen und Untersuchungen ist das Resultat doch nichts anders, als daß auch diese Auserwählten doch nur Menschen sind. Nicht weniger mit Fehlern und Schwachheiten beladen, als das übrige Volk, welches sie leiten wol-

len. Nur mit dem Unterschiede, daß die Schwachheit und Verderbtheit der Großen um so gefährlicher werden, je erhabener die Stelle ist, auf welcher sie sündigen und faseln.

In einem meiner vorigen Briefe hab' ich Ihnen etwas über den Verfall der Musik und über die Taubheit des musikalischen Gefühls der Schweizer gesagt. So sehr jene Bemerkungen im Ganzen ihre Richtigkeit haben; so macht doch die lebenswürdige Familie in Monplaisir auch hierin eine sehr rühmliche Ausnahme. Die drei hübschen Kinder meines Freundes, sind in dem eigentlichen Sinn des Wortes musikalisch. Aber die Jüngste, die die Beste, die Artigste und die Schönste ist, ist auch die prima Donna auf dem Klavier. Sie heißt Caroline, und sie ist in der That eine kleine, süße, runde, niedliche Caroline. —

Gestern feierten wir hier den Geburtstag dieser kleinen Zauberin. Ihr Klaviermeister, der ein vollkommener Schweizer ist, hat bei dieser Gelegenheit eine Ode verfertigt, die er seiner Schülerin mit grosser Solemnität überreicht hat. Dieses Gedicht, Rhapsodie, oder wie ich es nennen soll, hat etwas so eigenes, auffallendes, burlesques, dafs ich nicht umhin kann, Ihnen eine getreue Abschrift davon mitzutheilen. Darum werde ich auch alle Fehler in der Rechtschreibung beibehalten. Ein solches Manuscript mufs als ein Heiligthum betrachtet werden; und eine jede vorwitzige Verbesserung ist eine unverzeihliche Sünde wider eine Originalität. —

Ich lasse nun den Verfasser, den musikalischen Dichter zu Monplaisir reden!

O d e. etc. etc.

„Die Geigen sind gestimmt, die Bogen gestrichen, und die blasenden Instrumente parat, Ihnen, meine Verehrungswürdigste, eine Simphoney meiner besten Wünsche an Ihrem heute glücklich erlebten Geburtstage hören zu lassen. —“

„Richtige Harmonie, reinen Satz, und wohlausgesuchten Gesang, spielte bis hieher das Fordepiano Ihres Lebens, wovon der Resonanzboden unserer Freude jederzeit Zeuge war.“

„Und wenn sich gleich dann und wann einige Uebelklänge unter das Cantabile Ihres Schicksals mischten; so hat doch immer die richtige Auflösung der Quinta Falsa Ihrer Besimmung, und der harmonische vierstimmige Satz Ihrer Zufriedenheit, die Oberhand behalten. —“

„Ich stimme heute mit allen Registern
„meiner Kehle, und mit obligaten Trom-
„peten und Bauken ein *Te Deum laudamus*
„an, und danke in einem Solo auf mei-
„ner Cremoneser Geige den über alles
„gütigen Virtuosen, der grossen
„Bassgeige dieser Welt, für alle die
„grosse Gnade und Unterstützung das
„grosse Concert Ihres Lebens bishie-
„her so anmuthig durchgetrillert zu
„haben!! — —“

„Alle Uebelklänge der Sekonda Quar-
„ta mögen sich immer in die Sexta major
„des Vergnügens resolviren — Ihr gan-
„zes Leben sey — — — — —
„— — Harmonika! — — — — —“

„Das Rondo Ihrer Freundschaft sey
„immer der Lieblingssatz auf die Querpfeife
„meiner Zufriedenheit — und so wollen
„wir dann in einer Harmony und wohl-

„gestimmt die grofse Oper unseres Lebens durchpfeifen, bis es heifst:“

„— Hier ist die letzte Pause! —“

Nun Freund, was halten Sie von diesem Meisterstück der musikalisch-poetischen Prosa? Wer so durch die Welt pfeifen und trillern kann, der ist nicht nur Dichter und Musiker; er ist auch Philosoph. Und ein solches *Te Deum* mufs dem gütigen Virtuosen der grofsen Bafsgeige willkommner seyn, als ein pomphaftes Mefsgepränge in der Peterskirche zu Rom.

Wer nun, nachdem ich diesen musikalischen Dichter habe kennen gelernt, noch sagen will, dafs die Schweizer keine Musik in ihrer Seele haben, der hat es mit mir zu thun! —

Ich mag die erhabenen Eindrücke dieser Ode nicht durch andere Gegenstände

stören, die ich noch zu berühren wünschte,
und die ich für meinen nächsten Brief
erspare.

Zudem muß ich mich reisefertig hal-
ten, denn ich fahre diesen Morgen mit
meinen drei Grazien nach Baden. — Also
leben Sie wohl!

Dreizehnter Brief.

Endlich nach langem Hartwarten mit
und ohne Gewinn, schreibe ich Ihnen
endlich einen Brief an der Quelle der bel-
vollsten Weisheit und Tugend. — An
dem Ort, dessen spartanische Gesetze
und vorzüglich unerschütterliche Regie-
rungsform mehr Tausenden gefunden ha-
ben, als die Philipe, die Alexander, die
Auguste, die Cato und die Ludwig zu-
sammen genommen. Nur schade, daß
ein so reichhaltiger Gegenstand endlich
auch

Dreizehnter Brief.

Bern.

Endlich nach langem Herumwandern mit und ohne Grazien, schreib' ich Ihnen einmal einen Brief an der Quelle der helvetischen Weisheit und Tugend. — An dem Ort, dessen spartanische Gesetze und vortreffliche unnachahmliche Regierungsform mehr Posaunen gefunden haben, als die Philippe, die Alexander, die Auguste, die Czare und die Ludwige zusammen genommen. Nur Schade, daß ein so reichhaltiger Gegenstand endlich
auch

auch einem so phlegmatischen Beobachter in die Hände fallen muß! Ich bin nicht vertraut mit dem Ton der Posaune; ich bin nicht geübt in den verschwenderischen Ergießungen des feilen Lobredners. Nur die Wahrheit kann mir Lobeserhebungen abzwängen; und nur da gereichen sie zur Zierde, wo sie mit Mühe erworben werden.

Ich habe mich ein wenig in der Stadt umgesehen, und finde sie ganz artig. Wenn aber ein gewisser deutscher Schriftsteller, dessen Namen mir entfallen ist, uns mit seinem gewöhnlichen Schweizer-Enthusiasmus versichert, „daß Bern die „niedlichste und reinlichste Stadt „ist, die er kennt;“ — so thut es mir leid, daß ich abermals so unglücklich seyn muß, nicht seiner Meinung seyn zu können. Ich weiß nicht, wie viele Städte dieser Schriftsteller kennt, und nicht kennt; oder mich richtiger auszudrücken:

wie viele Städte er zu der Zeit, als er seine panegyrischen Episteln über die Schweiz schrieb, gekannt haben mag. Aber das weiß ich, daß fast die meisten Städte in England und Holland eben so reinlich und niedlich sind, als die Stadt Bern. Und gesetzt, ich wollte auch nicht einmal aus unserm Vaterlande gehen, so wüßte ich nicht, warum Mannheim, Karlsruhe oder Baireuth weniger niedlich und reinlich seyn sollten, als Bern?

Eben so wenig kann ich die Bogengänge oder Arcaden schön finden, die vor den Häusern nun fast durch die ganze Stadt geführt sind. Die kleine Bequemlichkeit, daß man bei schlechtem Wetter und bei heißem Sonnenschein darunter bedeckt gehen kann, wird durch das Schwerfällige, Düstere, welches sie der Stadt und den Häusern geben, bei weitem nicht aufgewogen. Ueberdem erzeu-

gen diese ewigen, durch die ganze Stadt sich immer gleichen Bogengänge, eine sklavische Einförmigkeit, die mir hier eben so sehr mißfällt, als die verwilderte Geschmacklosigkeit in der Bauart der übrigen schweizerischen Städte.

Diese Stadt zählt abermal nicht über 12,000 Einwohner. Die Handlung ist von keiner Bedeutung; denn hier schämt man sich des Handels. Alles jagt nach Aemtern und Würden. Und wer hier kein Amt hat, der gehört unter die niedrigste Volksklasse, und kommt schlechterdings in keine Betrachtung. Dafs man aber den Luxus, den Ueberflufs und die Verschwendung liebt, dafs man hier üppig ist, üppiger als in irgend einem andern Theil der Schweiz — Genf ausgenommen, wo man noch einen höhern Grad von Ueppigkeit mit Geschmack verbindet, welches hier aber keineswegs der Fall ist — das wissen Sie vermuthlich schon

aus andern Reisebeschreibungen. In Bern kennt man die republikanische Sitte kaum noch den Namen nach, und die Ausschweifung ist hier schon so alt, und älter noch, als die Reformation. Denn schon damals war die feile Schönheit hier nichts Seltenes; und die barmherzigen Schwestern hatten schon damals ihr Gewerbe in einer Vollkommenheit getrieben, der nicht viel mehr zu erreichen übrig blieb. —

Die männliche Jugend, besonders die von Stande, lebt in einem beständigen Taumel von Sinnlichkeit und Genuß. Mit der größten Sorglosigkeit werden die frühern Jahre den rauschenden Vergnügungen, der Ueppigkeit und dem Müßiggange aufgeopfert. Warum sollte man sich auch der beschwerlichen Mühe, Kenntnisse zu erwerben, unterwerfen, da man gewiß ist, daß Geburt und Familienanhang die Lücken der Erziehung und

der Kultur, den Mangel des Fleißes und der Gelehrsamkeit so vollkommen ausfüllen und ersetzen? Hier kommt es nur darauf an; daß der junge Mann von Familie nur erst das wahlfähige Alter erreicht hat; das übrige folgt von selbst. — Hat er einmal das neun und zwanzigste Jahr zurückgelegt, so ist der liebe Junker wahlfähig. Und — gleichviel, wie plan- und sinnlos er diese Neun und zwanzig Jahre verschwendet hat — er erhält ein Amt; er erscheint im Senat, und wird nun — Kraft seiner Geburt und seines Alters — Gesetzgeber, Regent, Beschützer des öffentlichen Wohls. —

Ich habe Ihnen schon in einem meiner ersten Briefe, ich glaube aus Schaffhausen, etwas über die bis zum Lächerlichen ausgedehnte Weitläufigkeit in den Regierungs-Geschäften der Schweizer, und über die vielfältigen Kammern und Collegien gesagt. Aber der Kanton Schaf-

hausen mit seinem freilich viel zu grossen Regierungsaparat, ist doch noch bescheiden, mässig und beschränkt; ist ein Miniatur-Gemälde gegen der gigantischen Staats-Maschine der Republik Bern!

Hier haben Sie: den grossen und kleinen Rath; einen Kriegsrath oder Kriegs-Collegium; ein Chor-Gericht oder Consistorium; ein Stadtgericht; zwei Appellations-Kammern; zwei Schatz-Kammern. — Ferner eine deutsche und eine — wie man's hier nennt — welsche Holz-Kammer; eine Jäger- und Exulanten-Kammer; eine Landsassen-Proselyten- und Reformations-Kammer; eine Fisch- und Fleischtax-Commission etc.

In einer jeden dieser Kammern und Committeen sitzen ein oder mehrere Mitglieder des kleinen Rathes. Und so geht das Berichten und Appelliren aus diesen Kammern und Collegien an die höhern Instanzen, und das Befehlen, Rescribiren

und Requiriren von den höhern Instanzen an ihre Committeen und Kammern, ins Unendliche. Und dieser beschwerliche Schneckengang vervielfältigt die Geschäfte und verursacht eine Langsamkeit in den Staats-Operationen, die nicht träger von Statuten gehen könnten, wenn Schach Lolo oder Sultan Wampum sie organisirt hätte. —

In einer Monarchie versieht oft ein einziger Minister in seinem Departement mehr, und nicht selten wichtigere Geschäfte, als alle diese Kammern und Collegien zusammen genommen. Und der Unterthan, der etwas zu suchen hat, weiß an wem er sich wenden muß, sobald ihm nur das Departement bekannt ist, in welchem sein Anliegen gehört, welches, wenn er auch ganz fremd mit den Geschäften ist, ihm ein jeder Bürger sagen kann. Anstatt der Berner Unterthan — und das ist in der That der ei-

gentliche Name des sogenannten Berner Bürgers — seine Zeit mit Fragen, Laufen, Suchen und Warten verschwenden muß, von Herodes nach Pilatus gewiesen, und wie ein armes schüchternes Wild vom Chorgericht in die Fisch-Commission, von der Proselyten-Kammer in die Fleisch-Commission, und von der Jagd-Commission in die Reformations-Kammer gejagt wird. —

Was ist die Ursache dieser vielfältigen Kammern und Collegien? Dieser kaum glaublichen, beispiellosen Weitläufigkeit in den öffentlichen Geschäften? Sie ist auffallend genug, und man darf sie nicht weit suchen, diese Ursache. Die Familien der Vornehmen vermehren sich; der Luxus und die Verschwendung vermehren sich; aber nicht die Mittel der Erhaltung. Man sucht sie also in der immer künstlichern Zergliederung der Staats-Maschiene. Man weiß nicht, wo man

mit den vielen jungen Leuten hin soll, die für den fremden Kriegsdienst entweder nicht geschickt, oder nicht geneigt sind; man erfindet also neue Collegien, neue Kammern und Committeen; setzt den einen jungen Mann in diese, den andern in jene Kammer, und vergrößert und vermehrt mit dieser Erschwerung und Vervielfältigung der Staatsgeschäfte seinen Rang, seinen Einfluß, und mit ihnen die Mittel seiner Erhaltung.

Nehmen Sie hierzu die Verwaltung des äufsern Berns, d. h. der Landschaft und der Munizipal-Städte, die in der ungeheuren — beinah möcht' ich sagen, sträflichen — Summe von Neun und funfzig Landvögten vertheilt ist! wovon die erste Classe jährlich zwischen 12 und 15,000 Gulden; die von der zweiten zwischen 7 und 10,000 Gulden; die von der dritten zwischen 5 und 7,000 Gulden; und die von der vierten Classe

zwischen 3 und 4,000 Gulden eintragen *). Berechnen Sie nun die Anstrengung, die eine kleine Volksmasse von ungefähr drei hundert und funfzig tausend Menschen — die allgemein angenommene Volksmenge des Kantons Bern — bedarf, um ein solches Heer von Staatsbedienten zu erhalten, zu besolden und zu füttern. Und sagen Sie mir noch, dafs die Last des schweizerischen Staates von keiner Bedeutung ist! —

Ich begreife wohl, wenn man in Bern eine so günstige Aufnahme findet, dafs man sich „wie eingewohnt dünkt,“ wenn man die Lustreisen auf dem Bielersee in den schönen bedeckten

*) Ein französischer Offizier, in seinen Briefen über die Schweiz, schätzt die jährlichen Einkünfte einiger italienischer Aemter im Kanton Bern auf Achtzig tausend Livres, welches ich aber nicht verbürgen mag.

Gondeln der Landvögte macht; — wie das der günstige Stern eines deutschen Schweizerwanderers so manchmal gewollt hat — so fühlt man den Druck der Landvogteien eben so wenig, als man von dem Brand der Sonne inkommodirt wird. — Doch, ich setze meine Wanderungen in der Stadt fort, und ein äußerst widriger, niederdrückender Anblick ist für mich das Herumziehen der Gefangenen durch die Straßen Berns. Diese Unglücklichen beiderlei Geschlechts sind in Karren geschmiedet, und müssen die Straßen und öffentlichen Plätze säubern. Und der freie Berner sieht das ohne Rührung mit an! — Ich kann mir von den Gefühlen der Freiheit keinen Begriff machen, die ein solches Bild der elendesten Sklaverei ertragen können. — Und auch das wird von jenem Schriftsteller, der alles lobt, was er hier findet, gebilligt, und sogar eine vortreff-

liche Einrichtung — warum nicht lieber ein wohlthätiges Institut? — genannt. Er findet es so angenehm und so bequem, daß diese unglücklichen Sklaven im Winter den Schnee und Koth, im Sommer den noch beschwerlicheren Staub wegräumen, die Straßen begießen und kehren, und die bedeckten Gänge zur Promenade anmuthiger und erquickender machen! —

Ist man denn schon so einig über Verbrechen und Strafe, über die Verbindlichkeit des Individuums gegen die Gesellschaft und den Staat, und über die Macht des Staats und der Gesellschaft, über das Einzelwesen, daß man es so ruhig mit ansehen kann, daß der Gewalthabende seinen Nebenmenschen zu zwanzig, dreissigjähriger, ja wohl gar lebenslänglicher Gefangenschaft verdammt? Hat jener philosophische Reisebeschreiber die Verbrechen aller dieser Unglücklichen, die

er mit so größser Bereitwilligkeit ihrem harten Schicksal überläst, auch vorsichtig genug untersucht? Hat er sich mit ihrer Erziehung, mit ihrem Umgang, mit ihrer Lebensgeschichte, mit den Schlingen, die sie in den Irrwegen des Lasters, der Verführung und des Unglücks gestürzt haben, genau bekannt gemacht? Hat er das Verhältniß der Strafe mit ihren Verbrechen genau erwogen, eh' er sich an diesem scheußlichen Anblick weiden, eh' er den verächtlichsten Zustand der verworfensten Sklaverei und des erbarmenswürdigsten Elends eine vortreffliche, lobenswürdige Anstalt nennen konnte? —

Oder hält er alle diese Bedenklichkeiten für überflüssig; und läßt er sich das Lustwandeln unter den bedeckten Gängen darum so wohl behagen, und sieht der Philosoph der harten Arbeit dieser den unaufhörlichen Martern, der ewigen

Schmach hingeworfenen Unglücklichen darum mit so ruhigem, heiterem Gemüth zu, weil er sich darauf verläßt, daß der Berner Senat unfehlbar wie ein Gott das Schicksal der Menschen abzuwägen weifs ?? —

Rousseau! Rousseau! was würdest du sagen, wenn du diese Grausamkeiten sähest, wenn du sogar die Lobeserhebungen unserer Philosophen darüber hörtest? — Hörtest, wie die, die auf der einen Seite so voller Empfindsamkeit nach deiner Zelle wallfahrten, und deinen geheiligten Schatten beunruhigen, auf der andern die Leidenden verstossen, mit Füßen treten und ihren Henkern ein höllisches Bravo zujauchzen! — Aber er hat sie gesehen, diese Grausamkeiten, die man unter den strengen Menschen Gerechtigkeit nennt. Er hat sie gehört, diese Fühllosen, die über ihre verirrt, unglücklichen — vielleicht reuigen?

— Brüder, das Wort der ewigen Verdammung aussprechen. Er hat zu ihnen gesprochen, Worte des Mitleids und der Erbarmung. — Hört ihn, den Weisen, den Menschenfreund, den ihr mit eurer ekelhaften Empfinderei auch noch im Grabe verfolgt, um euch und der Welt dadurch ein tiefes Gefühl für seine Weisheit und Tugend anzulügen; — hört ihn, ihr Engherzigen, und werdet — — Menschen!

**) Malheur aux ames arides, qui ne savent être émues, que par des cris et des pleurs! Les longs et sourds gémissements d'un coeur serré de détresse, ne leur ont jamais arraché de soupirs; jamais l'aspect d'une contenance abatus,*

**) Man erlaube mir, dass ich die ganze Stelle hier abdrucken lassen darf. Sie ist so schön, und spricht so warm für meinen Text! — — Sie ist, wie bekannt, aus dem Emil.*

*d'un visage have et plombé, d'un œil
eteint, et qui ne peut plus pleurer, ne
les fit pleurer eux mêmes: les maux
de l'ame, ne sont rien pour eux: ils
sont jugés: la leur ne sent rien: n'at-
tendez d'eux, que rigueur inflexible, en-
durcissement, cruauté; ils pourront être
intégres et justes; jamais cléments, gé-
néreux, pitoyables: je dis, qu'ils pour-
ront être justes; si toute fois un homme
peut l'être, quand il n'est pas miséricor-
dieux.*

Ich bin zu sehr erschüttert, mein
Freund, um Ihnen heute mehr zu schrei-
ben. Es ist keine heuchlerische Empfin-
delei, wenn ich Ihnen sage, daß ich
heraus aufs Land muß, um mich dort
unter dem weniger gebildeten, aber auch
weniger verdorbenen Landvolk wieder zu
sammeln; um mich dort wieder mit dem
Menschen auszusöhnen. —

Leben Sie wohl!

Vierzehnter Brief.

Das Dörfchen unweit Thun.

Die Entdeckung.

Ich habe eine Entdeckung gemacht, mein Freund. Eine litterarische Entdeckung von grofser Wichtigkeit. Eine Goldgrube. Lauter reines gediegenes Gold! Aber ich werde auch sparsam damit umgehen. Und Sie müssen das Wenige, was ich Ihnen davon mittheilen will, als keinen geringen Beweis meiner Liebe ansehen. —

N

Als ich meinen letzten Brief an Sie abgefertigt hatte, macht' ich mich sogleich auf, und ging aufs Land. Sie wissen schon, in welcher Stimmung ich die Stadt verließ. Aber ich hatte das helvetische Sparta kaum eine Viertelstunde im Rücken, als ich schon anfieng freier zu athmen. Es war ein heiterer, schöner Frühlingstag; und eine süsse erquickende Luft wehte mich gar lieblich an. Der Weg von Bern nach Thun ist unstreitig einer der schönsten in der ganzen Schweiz. Eine weit ausgedehnte reizende Ebene, mit blühenden Weinhügeln geschmückt, durchkreuzt und erfrischt von der Aar, die sich wieder in viele kleinere Ströme ergießt. Unwiderstehlich hingezogen, gieng ich so meinen Gang fort, bis die neidische Decke der Nacht, die nun alle Schönheiten der Landschaft verhüllt hielt, mir endlich zu verstehen gab, daß es Zeit sey, mich auch einmal nach Dach und Fach umzusehen.

In einer nicht grossen Entfernung hörte ich einige Leute singen. Ich ging diesem Gesange nach, und fand mich bald vor einem kleinen niedlichen Dörfchen, das ruhig und sicher am Fusse eines Hügels liegt. Beim Eingang des Dörfchens ist ein kleiner Bach, und ein schöner frischer Rasen in seiner Nähe. Auf diesem Rasen fand ich einige Jünglinge und Mädchen, die — einen schönern und vertraulichern Zirkel sah ich nie — hier frohe Lieder sangen.

Junger Mann, sagt' ich zu einem der Sänger, giebt's in eurem Dörfchen wohl einen Gasthof, wo ein Reisender ein Nachtlager finden könnte? Die Antwort: „O ja, ein sehr gutes Haus.“ Und die Frage: „Soll ich euch dahin führen?“ war eins. Ich war froh über seine Antwort, und dankbar für seine Frage. Ich bat ihn, sich nicht zu weit von seiner Gesellschaft zu entfernen, und mich nur eben

auf die Straſſe, die nach dem Hauſe führt, zu leiten. Aber das half nichts. Er wollte mit. Er wollte mich durchaus bis ins Hauſe begleiten. Wir gingen und giengen noch eine ziemliche Strecke — es war wirklich weit, denn das Wirthshaus ſtand ganz am andern Ende des Dorfs — bis wir endlich den gewünſchten Hafen erreichten.

„Löwen-Wirth,“ *) ſagte mein junger Mentor zum Hausherrn, „hier bring’ ich euch einen Reiſenden, der dieſe Nacht in eurem Hauſe zubringen will.“ Er hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, ſo war er auch ſchon wieder zum Hauſe hinaus und fort. Eine ſolche biedere, thätige Höflichkeit, und ſo entfernt von

*) Es iſt der Brauch unter den Landleuten hier, die Wirthe nach dem Namen oder Schilde ihrer Häuſer zu nennen. Dieſes Haus führte einen Löwen.

aller Beschwerde und niedriger Absicht, dacht' ich bei mir selbst, ist etwas, das in der großen verfeinerten Welt nur selten vorkommt. —

„Befehlen Sie etwas zu Nacht zu speisen?“ frug mich der Wirth, der eine kurze dicke Figur war. Recht gerne, sagte ich. Denn ich war nach meiner langen Wanderung wirklich hungrig. In weniger als einer halben Stunde kömmt ein junges schlankes Mädchen mit zwei brennenden Lichtern in der Hand, die mir den Weg in mein Zimmer zeigen will. Dafs ich ihr willig folgte, werden Sie leicht glauben. — Die Thüre wird geöffnet, und ich finde ein reinliches, wohleingerichtetes Zimmer; auf der einen Seite ein niedliches Bettchen mit weissen Umhängen, gegenüber ein bequemes Sofa, vor welchem der Tisch schon sauber gedeckt stand. Die Suppe und einige andere Gerichte, die eben so kräftig rochen, als

sie appetitlich aussahn, waren schon auf dem Tisch. Ich liefs mir eine Flasche Neufchateller Wein geben und mir's herrlich schmecken.

Es giebt hier, besonders im Kanton Bern, in den vornehmen Häusern und in den besten Gasthöfen auf dem Lande, eine Art Mädchen, die unter den Bedienten des Hauses die erste Stelle vertreten, und gewöhnlich reizende Geschöpfe sind. In den Gasthöfen verrichten sie den Dienst der Kellner; und aus ihren Händen schmeckt der Wein nicht übel. — Man kann sie mit den Münchner Kellnerinnen, mit den Wiener Stubenmädeln, noch besser aber mit Horazens *puer* vergleichen. Man findet sie fast in allen Häusern. Die Vornehmen halten sie zum Staat. Und selbst unverheirathete Herren, die ein Haus machen, halten solche Mädchen. Aus welcher Ursache, weifs ich nicht. —

Da mir eine solche niedliche Kellnerin — die die Tochter des Hauses war, und im Pais de Vaud zwei Jahre in einer Pension gelebt hat, um die französische Sprache zu lernen, die sie auch mit vieler Fertigkeit sprach — den Wein einschenkte, so werden Sie sich wohl gar nicht wundern, daß ich zum Dessert eine zweite Flasche foderte. Indessen ward mir doch bei dem ganzen Lokale nicht so recht zu Muthe. Ich hatte mir vorgenommen, mich bescheidenlich aufzuführen, und meinen Wünschen gewisse Gränzen zu setzen. — Allein ich fand gar bald, daß die Methode, die ich gewählt hatte, das heißt: den geistigen Neufchateller Wein aus der runden weißen Hand meiner reizenden Kellnerin zu genießen, eben nicht die sicherste war, mich und andere für zufällige Uebereilungen zu hüten. — Ich sah mich also nach Zerstreuungen, nach einer andern Unter-

haltung um. Es gieng mir bald wie jenem Philosophen im Orient, der, um sich gegen die Schlingen der weiblichen Reize zu schützen, so oft er sich mit einem schönen Weibe allein fand, seine Zuflucht zu seinem Buche nahm. Aber mir fehlte das Buch; denn ich hatte keins bei mir. Und in meinem Zimmer war auch keins. Es war eilf Uhr vorbei. Alle Gäste waren fort; Vater und Mutter waren schon zu Bette. Es herrschte eine tiefe Stille im ganzen Hause. Niemand bewegte sich darin, als der Fremde und die schöne Kellnerin. — Das war eine kritische Lage. Ich hatte die zweite Flasche schon gefodert, als ich erst anfing, alle diese Umstände zusammen zu halten und meine Reflexionen darüber anzustellen.

Ich hatte kaum einige Augenblicke nachgedacht, als ich zum Zimmer heraus ihr nacheilte. Ich erreichte sie gerade bei der Kellerthür; sie wollte eben herun-

ter und eine frische Flasche holen. Hören Sie doch lieber Engel, sagte ich; — sie schien etwas erschreckt, meine Stimme an dieser unerwarteten Stelle zu hören, blieb bei der Kellerthüre stehen, in der linken Hand das Licht, in der rechten ein Bund Schlüssel haltend, und sah mich mit einer etwas schlaunen Miene an — eh' Sie weiter gehen, setzt' ich hinzu, muß ich Sie erst um etwas bitten, woran mir viel gelegen ist. — Sie stutzte. — Haben Sie wohl etwas zu lesen im Hause, und wollten Sie mir's wohl sehen lassen? Gleichviel was? Denn ich habe eine Gewohnheit, daß ich die zweite Flasche nicht trinken kann, wenn ich nicht was dabei zu lesen habe. Sie lächelte, mit einigem Ausdruck von Verschmitztheit, und sagte: „ich will Ihnen schon was zu lesen mitbringen.“ Damit machte sie die Kellerthüre auf und gieng die Treppe hinunter. Ich gieng wieder

in mein Zimmer, und war doch noch nicht ganz beruhigt, weil ich aus ihrer schlaunen Miene nicht so recht klug werden konnte.

Als die kleine Hexe sich mit leisem Tritt meinem Zimmer näherte, war meine Erwartung nicht wenig gespannt. — Sie setzte ihr Licht draussen auf einen Tisch nieder, der neben der Thüre meines Zimmers stand, und nun trat sie herein. In der einen Hand den Wein, in der andern eine Rolle Papier. Ihre schlaue Miene schien mir hier noch bedeutender, als unten bei unserm litterarischen Rendezvous. Ob das der Ausdruck ihrer Reflexionen über meine jähe Anwandlung für die Lektüre war, oder ob sie mich in ihrem Herzen beschuldigte, daß die Ueberraschung bei der Kellerthüre vielleicht ein bloßes Manövre, ein bloßes Recognosciren des Terrains seyn könnte; — das lasse ich dahin gestellt seyn, Ge-

nug, sie setzte den Wein auf den Tisch, und gab mir die Rolle Papier, welche einige Bogen eines Manuskripts enthielt; und indem sie mir's gab, sagte sie: „Hier haben Sie was zu lesen, wenn Sie's anders lesen können. Es ist weder deutsch, noch wellsch, noch englisch. Gott weiß, was es für eine Sprache seyn mag.“

Ich öffnete die Rolle, und fand einige sehr unleserlich geschriebene Bogen eines — deutschen Manuskripts. Freilich sah die Schrift dem Sanskrit der Indier, oder irgend einer andern Zaubersprache ähnlicher als der Deutschen. Aber deutsch war es nun einmal doch. Und wo haben Sie diese Seltenheit her, meine Schöne? — „Der Vater, sagte sie, hat sie in diesem Zimmer gefunden, wo im vorigen Frühjahr ein gelehrter Herr aus Deutschland übernachtete, der es vermuthlich hier zurückgelassen hat.“ Und wie wissen Sie meine Schöne, daß dieser Herr

ein Gelehrter war? „O, das konnte man
„aus seiner finstern, trockenen Miene,
„aus seinen vielen Papieren und Büchern,
„Ferngläsern und was er sonst noch al-
„les mit sich schleppte, leicht errathen.
„Der Vater hat sich alle Mühe gegeben,
„diesen Herrn wieder aufzusuchen, und
„ihm seine Schrift wieder zuzustellen.
„Aber vergebens. Er hat ihn nie wieder
„finden können.“ — Nun, so erlauben
Sie mir denn, dafs ich mein Heil daran
versuche. Vielleicht gelingt es mir mit
Hülfe dieses Dollmetschers — ich zeigte
auf die Bouteille — den Sinn dieser tief
gelehrten Schrift herauszugrübeln.

Indem ich so zu ihr sprach, war mein
Auge auf das Manuskript geheftet, und
ich weifs nicht, ob ich vielleicht eine zu
gelehrte Miene dabei gemacht haben mag,
die schöne Kellnerin sah mich mit einer
Art von Bedauern an, und sagte mir, dafs
sie mich nun von meiner angenehmen Be-

schäftigung keinen Augenblick abhalten und mich allein lassen wollte. Ich ignorierte das Spitzige dieser Rede, und wünschte dem geschwätzigen Mädchen eine gute Nacht. Und so schieden wir, durch Hülfe eines alten Manuskripts, eben so kalt, eben so trocken, als wenn wir beide ein paar Gelehrte gewesen wären. Und so fand ich mich endlich zwischen elf und zwölf Uhr ganz allein. Und nun macht' ich mich über mein Manuskript. Es ist ein Fragment eines sehr wichtigen, in seiner Art einzigen Werks, wovon schon der Titel mich so sehr hinriss, daß ich es nicht von mir legen konnte, bis ich das meiste davon ins Reine hatte. Hier haben Sie etwas davon zur Probe:

Ueber
die Kunst
Schweizerreisen zu schreiben.

Ein
Fragment in Gesprächen.

(Alp und Gletscher sind die redenden Personen.)

Alp.

Sie sind also willens, Ihre Bemerkungen
über die Schweiz herauszugeben?

Gletscher. Ich wünschte es, und
würde es mit froherm Herzen thun, wenn
ein Mann wie der Herr Doktor Alp mich
mit seinem Rath und Unterricht darin un-
terstützen wollte. —

A. Herzlich gerne. Ich mache mir ein Vergnügen daraus, junge Schriftsteller auf die Beine zu helfen. — Und es ist unmöglich, einen reichhaltigern Gegenstand für einen Schriftsteller zu erdenken, als die liebe, entzückende, romantische Schweiz.

G. Ja freilich. Die vielen Berge.

A. Und die Alpen!

G. Und die herrliche Milch.

A. Und die Seen, und die Wasserfälle!

G. Und die großen Forellen.

A. Und die Silberbäche, und die Gletscher!

G. Und das fette Vieh.

A. Und die grauen Eichen, und das lispelnde Gebüsch!

G. Und die unvergleichlichen Käse.

A. Und die Feenlauben, und die schauervollen Hölen!

G. Und die frische Butter.

A. Und die Aussichten, welche die öde und die lebendige Schöpfung vereinigen! Die Labyrinth, die mühsamen Pfade, die phantasiereiche Wildheit! Vieles scheint Kunst, und ist doch Natur. Wie sanft da das Leben unterm freundlichen Gemurmel des Baches und im Schatten lispelnder Zweige hingleitet! Wer hier an der Seite einer Freundin bei Mondenschein — oder allenfalls auch nur am Tage — wandelt, der muß *nolens volens* an die Wunder der Empfindsamkeit glauben. Kurz, mein Herr, es giebt für die Schriftstellerei keinen wohlthätigern Gegenstand, als die Schweiz. Dabei haben Sie in Ansehung dessen, was vor Ihnen geschrieben ist, ein offenes Feld. Sie können Ihren Vorgängern nachbeten, so viel Sie wollen; ja Sie können sie Wort für Wort ausschreiben; und es wird weder Huhn noch Hahn darnach krähen! —

G.

G. Das ist freilich ein großer Vortheil. Aber was sagen die Leser dazu?

A. Nichts sagen sie dazu. Denn darin liegt eben der große Vortheil, den unser Gegenstand über einen jeden andern voraus hat. Die wenigsten Schweizerreisen werden heut zu Tage gelesen, und die, welche noch gelesen werden, werden eben so schnell vergessen, als sie gelesen sind. Sie begreifen also, daß ein Schriftsteller hier freie Hand hat, seine Vorgänger nach Herzenslust zu bestehlen.

G. Aber die Rezensenten?

A. Die gehen mit nichts so schonend um, als mit den Büchern über die Schweiz. Sie haben sich an der Legion der Schweizerbeschreibungen schon heiser geschrien. Und da sie finden, daß der Ton, der nun in diesen Büchern einmal eingerissen ist, durchaus nicht verbessert werden will; und da sie vielleicht ver-

muthen, daß diese Bücher von keiner Bedeutung sind, und folglich von keiner Schädlichkeit seyn können, so sind die Rezensenten keine Narren, sich lange bei uns aufzuhalten. Zudem ist es ja bekannt, daß wir Schweizerwanderer eine eigene Republik ausmachen, und uns eben so wenig an Gesetze binden, als die Wasserfälle und Eismeere, die wir beschreiben.

G. Und der Verleger? Was sagt denn der, wenn er sieht, daß Ihr Buch eine bloße Abschrift eines schon gedruckten Werkes ist?

A. Wie Sie doch fragen können! — Man sieht schon, daß Sie noch kein Adept — ja, verzeihen Sie mir meine Freiheit — daß Sie noch ganz und gar ein Anfänger in unserm Handwerk sind. Hat nicht ein jeder seine eigene Art einen Gegenstand zu betrachten? Wenn der Herr Professor X. den Pissevache von

der nördlichen Seite betrachtet hat, so betracht' ich ihn von der östlichen. Hat der Herr Professor Y. den Montblanc von der westlichen Seite am schönsten gefunden, so entdecke ich seine größten Zauberreize nach Süden zu. Und das kann mir Niemand wehren. Welcher Verleger darf mich darum einen Plagiaristen nennen, weil ich gegen Osten eben so süß, eben so entzückend schwärme, als meine Vorgänger gegen Norden geschwärmt haben? Zudem, sind unsere Gemälde nicht das Werk unserer Phantasie? Und sind die Farben und Tinten, die wir auftragen, nicht eben so verschieden, als unsere Empfindungen?

G. Das ist unstreitbar. Aber ich sollte glauben, nachdem schon so vieles über den nehmlichen Gegenstand gesagt ist

— — —

A. Müßte es schwer fallen, etwas Neues darüber zu sagen? — Da haben

wirs. Das ist die Sprache der Unkundigen. Der demüthige Ton der Unerfahrenheit, die die Schätze nicht kennt, die vor ihr offen liegen. Ich habe nun schon sechszehn verschieden^e ziemlich voluminöse Werke über die Schweiz geschrieben, und ich fühle noch Beruf und Drang genug, darin fortzufahren. Aber freilich gehören auch gewisse Vorthelle dazu. Man muß wissen, wo Bartel den Most holt. — —

G. Ja, wer diese Vorthelle so gut versteht, wie der Herr Doktor Alp, der hat freilich gut schreiben. Aber wir armen Anfänger — — —

A. Sehen Sie, nur im Vorbeigehen gesagt, wenn Sie so zu malen anfangen, so vergessen Sie ja nicht, das schöne ausdrucksvolle Da allezeit am Ende Ihrer Phrasen hinzuwerfen.

G. Was verstehen Sie unter dem ausdrucksvollen da?

A. Ich meyne das kräftige Wörtchen da, das die Gegenstände so anschaulich verwirklicht.

G. Zum Beispiel? . . .

A. „Ich habe den stolzen Hügel“ — doch halt. Hier muß ich noch anmerken, daß Sie besondere Rücksicht auf Ihre Epitheta oder sogenannte Beiwörter nehmen müssen. Sie sind von sehr großer Wirkung in Gemälden, Schwärmereien, Phantasien von der Art, und dürfen nie vergessen werden. — Also: „Ich habe den stolzen Hügel nun erstiegen, und eine herrliche Landschaft, mit allen bezaubernden Reizen einer reichen Mannichfaltigkeit verschwenderisch geziert, liegt unter meinen noch zitternden Füßen majestätisch ausgebreitet — da.“ Fühlen Sie nun die unwiderstehliche Kraft des Wörtchens da?

G. Vortreflich! Vortreflich!

A. Hören Sie nur weiter. Nun hat Ihr wonnetrunkenes Auge eine herrliche Gelegenheit *ad libitum* herumzuschwärmen. Denn sich itzt schon auf einen Gegenstand zu fixiren, wäre ein unverzeihlicher Mangel an Empfindung, an malerischem Gefühl, an Begeisterung; kurz, wäre eine abscheuliche Taubheit der Seele. Ihr schwärmendes Auge kann nun eine Zeitlang nicht wissen, wo es erst hinsehen soll. — Ob es auf diesem schönen See, oder auf den grauen Alpen, die sich an seinem östlichen Gestade kühn in die Wolken erheben, oder auf diesen unübersehbaren lachenden Gefilden, oder auf den unzählbaren Städten und Schlössern, deren Zinnen in den Sonnenstralen blinken, — — — verweilen soll? —

G. Unvergleichlich! Das Herumschwärmen des wonnetrunkenen Auges ist ein Meisterzug.

A. Ja, und betrachten Sie nur, wie malerisch ich hier schwärmte! Und nach Allem, wenn Sie lange genug im Rausch der Wonne getaumelt haben; wenn Sie lange genug gemalt, geschwärmt, geras't haben, bleibt Ihnen immer noch die große Resource, sich auf die feinste Art aus der Affaire zu ziehen. — — —

G. (mit sichtbarer Begierde) Wie das? Wie das? liebster, bester Doktor!

A. Nichts in der Welt ist leichter. Das heißt: für uns, die wir den Rummel verstehen, — Sie sagen nun: „Verlange nicht, mein geliebtester Leser, „dafs ich hier eine Schilderung dieser „prächtigen Aussicht geben soll. Die „Menge der Gegenstände, aus denen das „Gemälde zusammengesetzt werden müßte, ist viel zu groß, zu erhaben, zu „majestätisch, als dafs sie das schwache „Auge des Sterblichen mit einem Blick „umfassen könnte; und statt eines leben-

„digen Ganzen würde meine Hand nur
„ein trockenes Register bezeichnen.“ Se-
hen Sie, so kann man dem Ding ein Ende
machen, wenn es Miene macht, uns über
den Kopf wachsen zu wollen.

G. Aber lieber Doktor, kommt nicht
auch viel auf den Titel eines Buches
an?

A. Ja wohl. Darauf kommt allerdings
viel, sehr viel an. Haben Sie für Ihr
Werk noch auf keinen Titel reflektirt?
Lassen Sie doch hören. —

G. Ich bin darüber noch nicht so ganz
einig. Was sagen Sie z. B. zu „Philoso-
phische Wanderungen in der romantischen
Schweiz?“

A. Ziemlich neu, das muß ich sagen.
Aber das Philosophische paßt nicht in
unserm Kram. Das will mir noch nicht
so recht eingehn.

G. Oder „Blicke in die Schweiz?“

A. Ist schon da gewesen.

G. Sagten Sie mir nicht eben, daß man seine Vorgänger keck ausschreiben könne?

A. Ja, alles. So viel Sie wollen. Nur den Titel nicht! Den müssen Sie ungehudelt lassen. —

G. „Tritte eines Alpenbesteigers?“

A. Zu hart, zu hart, mein junger Freund. Haben Sie denn noch ein so taubes Ohr für die Namen der Dinge und Personen? Sophokles und Lütgenmeyer. Der Eine, der bekannte Dichter Griechenlands; der Andere, ein Handelsmann in Bremen. Finden Sie nicht, daß die Namen dieser beiden Personen eben so verschieden sind, als ihre Beschäftigungen? Ich für mein Theil bin ein großer Freund von Anblicke, Hinblicke, Flüge, und dergleichen. Wenn ich noch einige Dutzend Bücher über die Schweiz schreibe, so sollen sie alle solche Titel haben. Und wenn ich

Ihnen aufrichtig rathen soll, so wählen sie unter diesen und ähnlichen. Man kennt den Vogel an den Federn. Solche Titel erhalten die Herren Rezensenten in Respekt. — Z. B.: „Mein sechsmonatlicher Flug durch die Schweiz.“ — So lange kann man schon fliegen. — Oder wollen Sie etwas ganz Neues: „Aufwall meiner seligen Empfindungen in der romantischen Schweiz.“ „Nebst einigen rührenden Erzählungen für gute und empfindsame Christen, in einsamen Stunden.“ u. s. w.

G. Nun erst fühle ich die Wichtigkeit des Titels. Dazu gehört aber auch ein eigenes Studium, welches ich bisher nur zu sehr vernachlässigt habe. — Aber nun noch eins, lieber Doktor. In Ansehung der Stärke, ich meyne: der Bogenzahl des Werkes? —

A. Dürfen Sie sich gar nicht geniren.

G. Aber ich habe mir doch sagen lassen, dafs man heut zu Tage die gar zu voluminösen Werke eben nicht sehr liebt?

A. Lari, fari. Man hat es an den ältern Schweizerwanderern tadeln wollen, dafs sie zu wortreich, zu umständlich und weitläufig wären. Aber kehren Sie sich an nichts. Kann man wohl über einen so hinreissenden Gegenstand zu weitläufig seyn? Ein bekannter Schriftsteller hat in seinen Briefen über die Schweiz eine Probe von gedrängter Weitläufigkeit gegeben, die alle jene neidische Bemerkungen der Präcisions-Prediger beschämt zu Boden drückt. Der erste Brief im zweiten Theil seines Werks enthält nicht weniger als Ein hundert acht und sechszig grosse Oktav-Seiten, die noch dabei ziemlich eng gedruckt sind. — Sehen Sie, das heifs' ich seinen Gegenstand kennen, sichten; das heifs'

ich seine Materie benutzen und bis auf den Grund erschöpfen. — Aber ein späterer Schriftsteller hat seinen würdigen Vorgänger nicht nur erreicht; er hat ihn wo möglich, übertroffen. Er hat ein Werk über die Schweiz geschrieben, das zwei und zwanzig Alphabete stark ist, und nicht mehr als drei Briefe enthält! Aber alles ist auch hier gründlich und deutlich auseinander gesetzt. — Er hat seine Gegenstände nach alphabetischer Ordnung vorgetragen. Und der erste Brief geht von A. bis K.! —

G. Von A. bis K.! Das muß ein vortreffliches Werk seyn. — Haben Sie es ganz gelesen?

A. Ja freilich. Der Verfasser hat mir's im Manuskript zugeschickt, und hat mich ersucht, es mit meinen Noten zu bereichern. Ich denke, ich werde mich diesen Winter darüber machen. —

G. Dürft' ich Sie wohl um einige kurze Stellen daraus zu meiner Belehrung bitten?

A. Warum nicht? Die Schätze der Litteratur gehören dem ganzen Menschengeschlecht. Und wir Gelehrte kennen keine süßere Pflicht, als die, durch unsere Kenntnisse die Lichter der Erde zu seyn! — Ich will Ihnen hier sogleich einige Stellen mittheilen, so weit sie mir mein Gedächtniß wieder geben will.

G. O da machen Sie mir eine unaussprechliche Freude.

A. Nun, ich fange gleich beim ersten Buchstaben an.

A.

„Aussichten. Alpen. Ihre Schönheit. Arau. Ein kleines niedliches „Landstädtchen. Der hiesige Rathsherr „Y. ist ein großer dicker Mann, von „vielen Kopf und Talent. — Ich

„speis'te mit meiner Frau bei ihm zu
„Mittage. — Albernheit der Eltern
„und Vormünder in Deutschland, daß
„sie ihre Kinder und Zöglinge nicht vor
„allen Dingen nach der Schweiz schicken.“
u. s. w.

B.

„Berge. Ihre Höhe, Wichtigkeit für
„die Schweizerwanderer. Butter. Ihre
„Fettigkeit und Wohlgeschmack. — Bod-
„mer, ein bekannter würdiger Gelehrter,
„der eh'mals in Zürich lebte, und der
„nach den neuesten und besten
„Nachrichten, die uns ein bekannter
„deutscher Schriftsteller in seinen vielge-
„lesenen Briefen mittheilt, „„ein klei-
„nes, trockenes, aber lebhaftes
„Männchen““ war.“ —

C.

„Cattunfabriken sind hier in gros-
„sem Flor. Conditor giebt es sehr gute

„in Zürich, und besonders in Bern,
„Concerte. Der Zunftmeister S. liefs
„uns in seiner prächtigen Equipage von
„Stein nach Winterthur zu einem Concert
„abholen, welches schöner war, als alle
„Concerte die ich je gehört habe; und
„ich glaube, als alle Concerte in Berlin,
„Petersburg, Wien, Florenz und *West-*
„minster abbey. — Abends speis'ten wir
„bei dem Zunftmeister S. und hatten ein
„kleines aber sehr ausgesuchtes Mahl.
„Der Zunftmeister ist ein Mann von
„grofssem Verdienst. Cammer-Mäd-
„chen sind gewöhnlich gute Seelen. —
„Meine Frau hatte den unangenehmen
„Vorfall, dafs ihr beim Soupé ein Glas
„rother Wein über ihre grüne seidene
„Adrienne geschüttet wurde. Das Cam-
„mer-Mädchen der Frau Zunftmeisterin
„S. hat die Flecke so meisterlich ausge-
„waschen, dafs keine Spur davon übrig
„geblieben ist.“ —

G. Sie entzücken mich, bester Herr Doktor. Nur noch einige wenige Stellen, wenn ich bitten darf.

A. Von Herzen gerne. —

D.

„Daumen-Schrauben und alle andere Justiz-Martern sind in der ganzen Schweiz noch stark in der Mode. Desgleichen Drohungen, und alle andere ähnliche Behülfe, die theure Wahrheit zu erforschen. — Dankergießungen, dafs ich endlich dieses Land der Freiheit erreicht habe; dafs ich endlich so glücklich bin, die weisen Gesetze eines freien Volkes bewundern zu können!“

A. Aus dem Buchstaben E. will mir sogleich nichts einfallen; und

F.

enthält blofs die Namen einiger Individuen, Rathsherrn u. s. w., die eben von
keiner

keiner Wichtigkeit sind. — Ich übergehe
G. und H. und verweile mich bei dem
Buchstaben

I.

„Ich!!!“

— Dieser wichtige Artikel ist sehr gründ-
lich, umständlich und ausführlich abge-
handelt. Er nimmt allein sechs und ein
halb Alphabet ein. — Und wird mit un-
ermüdetem Fleiß fortgesetzt, im Buchsta-
ben M. unter Mir und Mich. —

K.

„Kartoffeln sind hier sehr gut, und
„werden hier viel gegessen. Item Ka-
„stanien *à la crème*, im Pais de Vaud,
„sind delikat, und sind von einem be-
„kannten Schriftsteller bereits hinläng-
„lich besungen worden. — — Künste
„sind hier eben nicht sehr im Flor. Aber
„Käse haben das *non plus ultra* der Voll-
„kommenheit erreicht.“ u. s. w. —

P

* * *

Ich habe Ihnen nun einen Beweis gegeben, daß ich mit den Schätzen der Literatur, die mir in die Hände fallen, ebenso freigebig bin, als der Herr Doktor Alp mit dem Licht seiner Gelehrsamkeit. —
Itzt graut der Tag, und ich mache mich auf den Weg nach Bern.

Funfzehnter Brief.

Bern.

Sie haben lange nichts von mir gehört; aber Sie waren darum nicht weniger in meiner Seele. Nun ich wieder unter den Städtern lebe, werde ich Ihnen mit meinen Briefen beschwerlich genug werden. Ich lebe nirgends so einsam, als im Gedränge der großen Welt. Das Zurückziehen in sich selbst ist noch die einzige und beste Resource, die der denkende Mensch hat, wenn der Schwarm der Marionetten gar zu heftig, gar zu unge-

stüm wird. „Sie werden vermuthlich eine Reise durch die kleinern Kantons machen?“ — Nein. „Oder die Appenzeller, Bündner, Urner und Bernischen Hochgebirge besteigen?“ — Nein. „Haben Sie schon unsern Bären gesehen?“ — Nein. „Unser Münzkabinet?“ — Nein. „Unser Zuchthaus?“ — Um Gottes willen, nein! Sehen Sie nur, mein Freund, so wollen diese Menschen uns alle in einer Form gießen; so wollen sie, daß ein jeder, der die Schweiz bereis't, die nehmlichen Absichten haben, von der nehmlichen Langenweile gemartert und mit dem nehmlichen dummen Zeitvertreib entzückt seyn soll. —

Die öffentlichen Wirthstafeln in den großen Gasthöfen sind mir eben dieser Zudringlichkeit wegen — nicht nur hier, sondern auch in Deutschland, und überall wo ich sie noch gefunden habe — unerträglich. Man trifft an den meisten

dieser Tafeln einige von den ältern Gästen, die sich nach einer Reihe von Jahren eine Art von Domiciliar-Herrschaft erschluckt haben, und über die Importation der fremden Artikel eine sehr genaue Aufsicht halten. — Es darf sich nur ein fremdes Gesicht blicken lassen, gleich wird der Kellner zur Seite gerufen, der die auffallende Erscheinung enträthseln muß. Nun ist man zwar in so fern beruhigt. Man weiß Namen, Stand, Geburtsort; ob der Fremde zu Fuß, oder in einem schönen Wagen gekommen ist u. s. w. Nun will man aber auch den Vogel singen hören; — und itzt werden alle Saiten, eine nach der andern angeschlagen. Mit mir hat einmal ein solcher alter Tafel-Ritter in acht Minuten über vierzehn verschiedene Gegenstände gesprochen, oder doch sprechen wollen. —

Ich weiß nicht, wie man solche Plätze zur Erholung oder gar zur Belehrung und

Erweiterung seiner Menschenkunde besuchen kann? Die, welche hier das große Wort führen und am meisten plaudern, sind gewöhnlich diejenigen, die man am wenigsten zu hören wünscht. Und die wenigen Verständigen, die etwas Gutes zu sagen wissen und gehört zu werden verdienen, haben zu viel Bescheidenheit, oder auch wohl Selbstwürdigung genug, um nicht ihre Stimme mit dem Gekrache und Geheule der Krähen und Raben zu vermischen. —

Ich habe nun noch etwas von meiner letztern Landreise nachzuholen, welches ich itzt gleich thun will. Ich bin mit dem Landvolk um Bern herum sehr zufrieden. Physisch und in mancher Rücksicht auch moralisch betrachtet, sind die Berner Bauern vortrefliche Menschen. Schön, groß, stark, arbeitsam, ehrlich, wohlhabend und gastfrei. Man weiß es schon, daß es auf dem flachen Lande

• Bauern giebt, die 200,000 Pfund und darüber besitzen. Und unter den Viehhändlern, Metzgern u. s. w. findet man deren, die wohl noch einmal so viel in Vermögen haben. Es ist dieses aber auch sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß *les Excellences et Messieurs de Berne* — das ist der Titel der Schultheissen und der Mitglieder des kleinen Raths — den Handel unter ihrer Würde halten, ihn aus der Residenz verdrängt, und alle damit verknüpften Vortheile dem Landmann zugeworfen haben. Dafür leben aber auch diese Bauern, besonders im Emmethal, *comme il faut*. — Sie wohnen in sehr niedlichen wohleingerichteten Häusern, führen einen guten Tisch, und sind sehr anständig und besonders sehr reinlich gekleidet.

Aber noch niedlicher als ihre Häuser, noch anziehender als ihre gefüllten Geldsäcke, sind die jungen hübschen Bauern-

mädchen, ihre Töchter. Man trifft unter ihnen in der That sehr reizende Geschöpfe. Was ihnen vielleicht an Keuschheit abgeht, das ersetzen sie durch Reinlichkeit. Eine Tugend, die hier so allgemein ist, daß ihr Mangel wohl als ein unverzeihliches Laster betrachtet, aber ihre Beobachtung kaum mehr als ein Verdienst angerechnet wird. Ich wünschte Ihnen einmal ein solches Mädchen zu sehen! Das fröhliche, offene, angenehme Gesicht, die blühende Farbe, die schönen, vollen blauen Augen, der weisse runde Arm so verführerisch entblößt; dabei das kurze Röckchen, das kein verwerfliches Bein verräth; das knappe Mieder, das dem schlanken Wuchs Gerechtigkeit wiederfahren läßt; das dünne leichte Halstuch, das keiner Unterdrückung fähig ist, und dem emporarbeitenden Busen sein freies Spiel läßt. — — —

— — —
sich, sind die jungen hübschen Frauen

Aberli, der Bernische Künstler, muß diese Mädchen oft und viel gesehen haben; denn er hat sehr gute Abbildungen von ihnen gegeben, die Sie ohne Zweifel kennen. Aber so schön auch seine Gemälde sind, so hat er seinen Originalen doch nicht geschmeichelt.

Man wirft den reichen Berner Bauern, besonders den Emmethalern, eine zu große Prachtliebe und einen unbegrenzten Hang zum Luxus und zum Wohlleben vor; und will hieraus ihren Fall und ihre Rückkehr zur Armuth und Unterwürfigkeit weissagen. Ich mag diesen Vorwurf hier weder bestätigen, noch widersprechen. Die Emmethaler Bauern müßten freilich eine besondere unter uns nicht bekannte Menschengattung seyn, wenn sie dem Reiz der Bequemlichkeit und Behaglichkeit, wenn sie dem Genuß der guten Dinge dieses Lebens widerstehen könnten, zu welchem Reichthum und Ueberfluß ihre

Besitzer gleichsam zu berechtigen scheinen. Ja, sie müßten Wunder thun, wenn sie neben der Ueberwindung dieser verführerischen Reize auch noch der Verwahrlosung entgegen arbeiten wollten, in welcher ihre Regierung sie seit Jahrhunderten verfallen zu lassen, für gut befunden hat.

Denn Verwahrlosung ist wohl noch der gelindeste Name für die Gleichgültigkeit, womit die Regenten des Volks den unter den Berner Landleuten, und am meisten im Emmethal, noch üblichen Kiltgang, oder wie ihn einige nennen, Kilpgang und seine Folgen betrachten. Diese Feuerprobe von einer ganz besondern Art, welche die jungen Freyer von ihren Schönen fodern, und deren sich die jungen blühenden Mädchen mit Vorwissen und Bewilligung ihrer Eltern — vielleicht nicht ungerne — unterwerfen, ist aus andern Reisebe-

schreibungen in Deutschland eben so sehr bekannt, als sie im Berner Lande üblich ist.

Wie sehr bei solchen liberalen Präliminarien das arme Mädchen auf die Ehrlichkeit und Beständigkeit ihres Liebhabers bauen muß, besonders wenn man bedenkt, daß diese eben nicht wenig gefährlichen Versuche viele Monate hindurch vor der Hochzeit wiederholt, und regelmäßig fortgesetzt werden, ist wohl begreiflich genug. Wie manches Mädchen sich aber in seinem Glauben an seinem Geliebten betrogen findet; wie manches Mädchen in diesem Kiltgang sein Grab findet, das ist leider eben so wahr, als jenes erklärbar ist. Denn was läßt sich von einem jungen, wollüstigen reichen Mann nach so ungestörtem Genuß wohl leichter erwarten, als undankbare Erhaltung? — Und diese findet hier um so eher statt, je leichter und häufiger die

Gelegenheiten sind, die nehmlichen Versuche von neuem anzustellen, und die nehmlichen Befriedigungen bei andern Schönen zu erhalten, die jener Feuerprobe noch nicht unterworfen waren. — Liebt aber der junge Mann sein Mädchen wirklich, so kann ihn auch der eifersüchtige Gedanke: „ob seine Schöne nicht vielleicht auch einem andern den Kiltgang verstatte?“ u. s. w. manchmal nicht wenig quälen, und ihn hier aus Liebe zu einem Schritt bewegen, der dort die Folge des Leichtsinns ist.

Dafs indessen das junge Volk eben keinen übertriebenen Mißbrauch von dieser außerordentlichen, aller Sittlichkeit den Krieg ankündigenden Freiheit macht, und dafs die Fälle, wo ein Mädchen von ihrem Kiltgänger hintergangen, verlassen wird, im Ganzen weit seltener sind, als man sich mit Grund vorstellen sollte, ist gewifs ein entscheidender Beweis von

der nicht gemeinen Ehrlichkeit und Tugend dieses Volks. Doch hierüber spreche ich noch eins zu einer andern Zeit mit Ihnen.

Die wichtigsten Bedienungen in diesem Freistaat sind unter einige wenige Familien vertheilt, und sind so zu sagen, erblich. Diese Familien sind die Erlache, Sinner, Steiger, die Wattewyl, Diefsbach und Bonstetten. — Versteht sich, alle samt und sonders von. — Diese führen das Ruder des Staats mit der unbeschränktesten Eigengewalt. Das Volk, das über diese gewaltthätige unrepublikanische Begünstigungen hin und wieder sehr laut gemurrt hat, veranlafte die Berner Regierung zu einer Grimasse wenigstens, als wäre man geneigt, dem Bürger Gehör zu geben, und ihm das edelste Kleinod eines freien Volks, das Recht einer eigenen und freien Repräsentation zu sichern. Es erschien also

ein Gesetz *), das künftig keinem Geschlecht solche Vorzüge mehr zuerkannt werden sollen. — Man sieht leicht ein, wie wenig dem Bürger durch dieses Gesetz geholfen war; und das man das Uebel dadurch nur noch verschlimmert hat. Denn dadurch, das keinem andern Geschlecht ähnliche Vorrechte mehr zugetheilt werden sollen, wird die Gewalt der Begünstigten nur noch gröfser. Der Zustand der eben angeführten Familien beweist dieses auch deutlich genug. Sie haben in diesem Jahrhundert an Macht und Ansehen eben so viel gewonnen, als der Bürger an Recht und Selbstständigkeit verlohren hat.

Ueberhaupt sind *les Excellences de Berne* sehr stark in Palliativen. Dadurch wird freilich manche Wunde pro tempore gestopft. Aber wenn sie nun einmal lange

*) 1721.

genug unter sich geeitert haben, diese Wunden, und wenn sie zuletzt dem schwachen Kitzel der Palliative trotzen, und sich durch eine gewaltige Explosion selbst Luft zu verschaffen suchen? — —

Das Pais de Vaud hat der hiesigen Regierung von der Seite schon am meisten zu schaffen gemacht. Der Republikanismus der Wattländer paßt sehr übel mit dem Geist der Oligarchie der Regenten von Bern. — Wie kläglich windet sich nicht der Berner Staat, das gute Verständniß mit den Wattländern aufrecht zu erhalten, ohne jedoch seiner oligarchischen Allmacht und Regimentswürde zu nahe zu treten! Eh'mals wurden die Bewohner dieses den Savoyern entrissenen Landes von ihren jetzigen Eroberern ohne Umstände *Sujets* genannt. Da sich aber die Wattländer vor einiger Zeit über die *droits imprescriptibles des hommes*, und über das Recht sich selbst zu taxiren

sehr laut haben vernehmen lassen; so nennt die weise Regierung diese eh'maligen Sujets nunmehr *Ressortissants de Berne*. — Welche Armseligkeit. — Ihr freien Männer von Bern! Warum habt ihr nicht das Herz, eure Freunde, eure Brüder und Bundesgenossen geradeswegs Bürger, Brüder und Schweizer zu nennen? —

Vor ein paar Tagen hatte ich mit einem orthodoxen Schwizer eine ziemlich lebhaft Unterredung über den Zustand dieser Republik, und über die Freiheit des Berner Bürgers. Wir stritten lange und heftig. Er behauptete, daß es keine freiern Menschen gäbe, als die Bewohner des Kantons Bern. Ich nahm mir aber die Freiheit, gerade der entgegengesetzten Meinung zu seyn. Ja, ich versicherte ihm, daß ich in der Regierungsform seines Vaterlandes (Bern) sehr viel ähnliches mit der von Venedig fände. Und daß ich mich gar nicht wundern würde, wenn
der

der Schultheiß von Bern sich bald zum Prinzen erheben sollte. Das Volk würde ohne Bedenken seinen Scultheißen Ihro Durchlaucht nennen, und sich dabei eben so frei als itzt dünken. „Was nennen Sie denn frei seyn?“ sagte er mit dem Trotz eines sich beinah überwunden fühlenden Starrkopfs. —

*Sapiens, sagte ich sibi que imperiosus;
Quem neque pauperies, neque mors, neque
vincula terrent:*

*Responsare cupidinibus, contemnere honores
Fortis, et in se ipso totus teres, atque ro-
tundus,*

Externi nequid valeat per leve morari.

*In quem manca ruit semper fortuna. — — *)*

Er gieng, wahrscheinlich nicht viel besser überzeugt, als er kam. Mit solchen Menschen geht es nun einmal nicht an-

*) Horat. Sat. 7.

ders. Sie haben sich gewisse Gränzen gesetzt, wie nahe sie der Wahrheit kommen wollen. Und wäre man mit den Vortheilen einer Beredsamkeit ausgestattet, die dem reissenden Strom des Demosthenes, und der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich wäre, man würde sie nicht bewegen, der Wahrheit um einen Strohalm näher zu treten. —

Itzt muß ich mich zu einer Reise nach Solothurn und Basel anschicken. Ich komme aber in einigen Wochen wieder nach Bern, und dann werde ich das, was ich noch über diesen Freistaat zu sagen habe, nachholen. Aber noch eins! Ich habe auf meiner letztern Wanderung auch eine poetische Blumenlese gehalten. Hier sind einige Veilchen, die in diesem Lande der Musen nicht so rar sind, als Sie vielleicht glauben. —

In den vielen Schriften, die Sie über die Schweiz gelesen haben, werden Ih-

nen ohne Zweifel auch schon einige drollige Inschriften vorgekommen seyn, womit die Schweizer so gerne ihre Häuser zieren. — Ich will Ihnen hier einige hersetzen, die ich auf meiner letzten Reise gesammelt habe, und die, so viel ich weifs, noch von keinem meiner Vorgänger sind bemerkt worden.

1.

*O zweifle nüt an Gottes Wort,
Denn's heisset hier: Zur grünen Pfort.*

2.

*O Wanderer schau dis Häusli an,
Sey fromm und gut, 's ischt im Hahn.*

3.

*Wer Gott vertraut, der fehlet nicht;
Drum heischt es hier: Zur jungen Ficht.*

4.

*Lass Berge, Thäler, Wälder fallen,
B'hüt nur dis Haus, zur grünen Gallen.*

Dies sey für heute genug. Bemerken Sie, wenn ich bitten darf, in der ersten und dritten Inschrift die Konsequenz, in der zweiten die fromme Erhabenheit, und in der vierten die Liberalität in den Ideen unserer Hausdichter — und schreiben Sie nun auch bald einmal an Ihren Schweizerwanderer!

Ende des ersten Bändchens.

Nachlese.

Hier ist das erste Bändchen meiner „Briefe über die sittliche Schweiz.“ Ich werde nun in Kurzem noch ein Zweites, und vielleicht bald nachher ein Drittes — das letztere über die französische Schweiz — nachfolgen lassen. So lange also das Ganze noch

nicht zusammen ist, wird man doch hoffentlich das Ganze nicht beurtheilen wollen? — —

Man beschuldige mich keiner untergeordneten neidischen Absichten; denn ich bin gerne fröhlich. Keiner Tadel sucht; denn es kann Pflicht werden, mit Lobe sparsamer zu seyn, als mit Tadel. Keines Mangels an Reverenz gegen hohe literarische Häupter; denn ich habe keine Namen entheiligt. Ausserdem denke ich auch, die Gelehrten sollten doch wohl die Letzten seyn, die den Despotismus — gleichviel politischer oder literarischer Art — in Schutz nehmen. —

Man quäle sich nicht, meinen Namen zu errathen. Man bringt ihn nicht heraus. Was liegt denn auch am Namen? Würde die Rose nicht eben den Wohlgeruch für uns haben, wenn sie auch nicht Rose hiesse? —

Die fleissigen Herren Nachdrucker bitte ich schliesslich ganz geziemend, nicht gar zu emsig für die Ausbreitung meines Ruhms bemüht zu seyn. Denn ich würde vielleicht im zweiten Bändchen einen Brief mit einfließen lassen, den ihre sonst sehr geschmeidige Pressen nicht ohne laute Seufzer, nicht ohne Blutschweis, nachdrucken würden; den ich aber, wenn sie mich meinem

*Schicksal ganz allein überlassen wollen,
— wie es sich unter neutralen Mäch-
ten geziemt — unterdrücken werde. —*

*Geschrieben
im April 1795.*

Der Verfasser.

Über die Schweiz und die Schweizer

Bd.: Erster Theil.

Berlin 1795

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.807(1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095870-0

VD18 11051442-003